S464

~~169~~.
~~272~~.
~~361~~.
~~521~~.
719.
~~874~~
~~365~~
~~389~~.
~~1092~~.
435
~~[illegible]~~
~~475~~
480

K

9848

9848

CB

TPL 4819

2285.

# Reise

nach

## Neufoundland und der südlichen Küste von Labrador.

Von

Meyer'sch. Buchhandl.

Lieutenant Edward Chappel.

Aus dem Englischen.

Nebst einer

Beschreibung der Insel Cuba, und besonders der Stadt Havana im Jahre 1817.

---

(Aus dem Ethnographischen Archiv besonders abgedruckt.)

---

Jena,
in der Bran'schen Buchhandlung.
1819.

# Reise

## nach Neufoundland und der südlichen Küste von Labrador.

Von

Lieutenant Edward Chappel.

---

Aus dem Englischen.

---

## Einleitung des Verfassers.

Neufoundland ward während der Regierung der Königin Elisabeth von Großbritannien in Besitz genommen; aber seit Jacob I. hat kein Reisender versucht, eine Beschreibung dieser Insel zu geben. Die Erzählungen über diese Gegend in Zeitungsblättern und andern Zusammenstellungen der Art sind einzig aus den Tagebüchern derjenigen Seefahrer genommen, die ums Jahr 1583 in Gesellschaft mit Hrn. Humphrey Gilbert, Neufundland besuchten. — Dieser berühmte Seemann kam auf seiner Rückreise mit seiner ganzen Mannschaft ums Leben. Daher ward eine Erzählung der Reise publicirt, die der zweite Commandant, Capitain Hales, geschrieben hatte. Hales Erzählung enthält die einzige Nachricht, welche das Publicum über diese wichtige Colonie besitzt; mit Ausnahme einer kleinen Abhandlung des Capitain Whitbourne, um

dieselbe Zeit gedruckt; und beide werden jetzt selten. Es ist wahrlich sonderbar, daß die Welt mehr erfahren hat über die Inseln des stillen Meers, als über diese wichtigste aller Englischen Besitzungen in Nordamerica. Doch nicht sowohl das Unwahre, als vielmehr das Mangelhafte der bisherigen Nachrichten, hat den Verfasser zu der folgenden Beschreibung bewogen.

# Erstes Capitel.

## Fahrt von Portsmouth nach St. Johns, Hauptstadt von Neufundland.

Zu Anfang des Februars 1813 erhielt das zu Spithead liegende königliche Schiff, Rosamond, befehligt vom Capitain Donald Campbell, den Auftrag von der Admiralität, sofort sich in die Bucht von Cork zu begeben, um die erste nach Neufundland, Halifax und dem Fluß St. Lowrez bestimmte Frühlings-Convoy zu sammeln.

Dem gemäß verließ dasselbe Portsmouth, segelte mit günstigem Sturm aus Osten durch den Brittischen Canal und die gefährlichen Klippen von Scilly und Landsend, und erreichte Cork am Abend des 6. Februars.

Nach der Ankunft in diesem Hafen waren wir, gemeinschaftlich mit dem Schiff Crescent, Capitain Quilliam, beschäftigt, die Convoy zu sammeln und die nöthigen Befehle zu ertheilen; und ob wir gleich bald eine große Flotte von Kauffahrern zusammengebracht, wurden wir doch durch

fortwährend ungünstige Winde sechzig Tage an diesem Orte aufgehalten.

Die Hafenstadt von Cork, Cove genannt, ist ohne Zweifel einer der sichersten und schönsten von allen bekannten Häfen; aber sie hat einen Nachtheil, der sie unpassend macht zum Sammelplatz der nach der neuen Welt bestimmten Flotten, daß nämlich der zur Reise durch das Atlantische Meer günstige Ostwind zu gleicher Zeit das Auslaufen einer großen Convoy aus dem Hafen sehr erschwert, welches Hinderniß für einzelne Schiffe nicht Statt findet. Dieß hat seinen Grund in der Ebbe und Fluth, und muß den Seefahrern leicht erklärlich seyn.

Ob es gleich unangebracht scheinen kann, hier etwas über die oft beschriebene zweite Stadt Irlands zu sagen, so kann ich doch nicht umhin, einige Bemerkungen zu machen, über die entzückende Schönheit ihrer Umgebungen, über die prächtigen Wohnungen der Reichen, im Gegensatz zu den rohen Hütten der Armen, und besonders über das gastfreundschaftliche Gemüth der eingebornen Irländer.

Nirgends kann eine größere Verschiedenheit, rücksichtlich des Landbaues, Statt finden, als in der Gegend zwischen Cove und Cork, welche bald vortrefflich bebaut, bald erbärmlich vernachlässigt ist; dasselbe gilt von den Gegenden um Midleton, Cloyne, Ballynacurra, Passage und Ballybricken.

Die romantisch liebliche Schönheit des Flusses zwischen Cork und Cove, hat die Bewunderung jedes Fremden erregt. Um sie ganz zu genießen, muß man sie vom Wasser aus betrachten. Beide Ufer sind abwechselnd auf

das reichste geziert mit prächtigen Gebäuden, Festungswerken, Landhäusern, Hütten, Lusthainen, Pflanzungen, Gärten, Feldern und Wiesen. Hinter diesen erheben sich zu beiden Seiten die majestätischen Hügel, zwischen welchen die Lee ihre klaren Wogen wälzt; und am obern Ende des Thals steht auf dem Strome selbst die prächtige Stadt Cork. — Allein, mehr in der Nähe betrachtet, schwindet der schöne Eindruck durch den Mangel an Reinlichkeit und Ordnung in den meisten Höfen und Wohnungen.

Sehr auffallend ist die Unregelmäßigkeit der Gebäude in den Hauptstraßen der Stadt.

Glänzende Juweelirbuden wechseln mit schmutzigen, Umsturz drohenden Talglichtgießereien ꝛc.

Die Zahl der Protestanten und Catholiken ist fast gleich. Die Stadt liegt auf einer Insel und ist sehr verschönert durch eine 1600 Schritt lange Allee, zu deren beiden Seiten der Fluß viele kleinere Inseln bildet.

Die Gastfreundschaft ist eine ausgezeichnete Tugend der Irländer, sie kann nicht genug gerühmt werden. Die Bekanntschaft mit einer Familie sichert einem die Aufnahme in der ganzen Nachbarschaft.

Erst gegen Ende des Aprils verließen wir den Hafen, in Gesellschaft einer Flotte von funfzig Schiffen.

Als das Schiff aus dem Hafen segelte, ward unser aller Aufmerksamkeit erregt durch den furchtbaren Anblick der Insel Spike, der Citadelle von Cove. Ungeheure Summen sind verwandt worden, um diese Festung unüberwindlich zu machen; aber man sagte uns, daß dieß Werk seit kurzem vernachlässigt werde, wegen der Entdeckung,

daß die Insel selbst von den hinter ihr gelegenen Höhen übersehen, oder nach militairischer Sprache, beherrscht wird.

Unsere Reise durch das Atlantische Meer bot wenig Bemerkenswerthes dar. Wir erreichten die große Bank von Neufoundland am 18. Mai, und der Befehlshaber der Convoy gab der ganzen Flotte ein Zeichen, binnen Anrufsweite an ihm vorbei zu segeln. Dem Befehl zu Folge, drehte jedes Schiff seinen Lauf um den Crescent herum, und in demselben Augenblick erhob sich ein so heftiger Windstoß, daß wir alle in den Zustand höchst drohender Gefahr und Angst versetzt wurden. Jedes Schiff fürchtete, gegen ein anderes geworfen zu werden, und natürlich setzten alle die Segel bei, um aus dem Gedränge zu entfliehen; aber diese nöthige Vorsicht erwies sich nachher, als die Ursache alles Unglücks, das erfolgte; denn der plötzlich wechselnde Wind blies mit schrecklicher Wuth aus einer entgegengesetzten Weltgegend und vermengte Masten, Rahen und Takelwerk. Zu unserm Glücke hatten wir von Anfang des Sturmes jedes Segel aufgewunden gelassen, und durch dieses Mittel entkamen wir ohne bedeutenden Schaden. Kurz darauf begegneten wir einem der Schiffe ohne Masten und mit zerschlagener Seite, und das Schiffsvolk arbeitete kräftig an den Pumpen.

Es ist bemerkenswerth, daß bei dieser Gelegenheit keiner auf unsrer Flotte das Leben verlor; obgleich durch das Wechseln des Sturms viele Schiffe ihre Masten, und andere ihre Segel und Rahen verloren. — Dieses Sturmes ist nur Erwähnung geschehen zur Warnung für andre

Schiffe, welche späterhin denselben Weg verfolgen mögen; da nichts gewöhnlicher und nichts gefährlicher seyn kann, als diese plötzlichen Stöße und Sprünge des Windes auf den Sandbänken von Neufundland. Warum sie diesen ungeheuren Sandhaufen eigenthümlich sind, ist wohl eine nicht leicht zu beantwortende Frage. Philosophische Theorien über solche dunkle Gegenstände sind oft trügerisch und einfältig; und es ist mehr die Pflicht eines Seemanns, Thatsachen hinzustellen, als über Materien zu raisonniren, über die er eben so leicht irrig als richtig urtheilen kann.

Gleich nachdem der Sturm sich gelegt hatte, entdeckten wir die erste Bake *) einer gefrorenen Küste in einer großen Masse schwimmenden Eises, welches vom Wetterbaum, wie ein gewaltiger Felsen von Alabaster erschien. Nur wenige auf unserm Schiffe hatten je zuvor einen Eisberg**) gesehen; wir staunten ihn daher an, mit einem gemischten Gefühl von Verwunderung und Furcht. Noch sonderbarer ward er durch die auffallende Aehnlichkeit mit der großen Pyramide von Djiza, bei Cairo in Aegypten, wie wir dieß bewundrungswürdige Denkmal des Alterthums in alten Reisebeschreibungen abgebildet gesehen hatten. Bald aber schwand das Vergnügen, welches uns, anfangs der Vergleich dieser erhabenen Werke der Natur mit ähnlichen Erzeugnissen der Kunst darbot; wie z. B. mit Pyramiden, Pfeilern, Obe-

*) Merkzeichen an den Küsten.

**) Ice-berg. Es ist merkwürdig, daß die Engländer auch dieses Wort von den Deutschen und nicht von Nordländern angenommen haben.

liken, Tempeln und Grabhügeln; denn die Gewißheit ihrer sehr gefährlichen Nachbarschaft, bei dunkeln und stürmischen Nächten, verdrängte gänzlich den Genuß, den uns sonst die Betrachtung derselben gewährt haben könnte.

Am 19. Mai suchten wir Grund und fanden ihn sechs und dreißig Faden tief. Da wir diese Tiefe zum Fischen tauglich hielten, warfen wir unsre Angeln aus, und in etwa einer viertel Stunde war jeder Tisch im Schiffe mit einer Menge schöner Kabeljau versehen. Auch Schollen von ungeheurer Größe wurden häufig an die Oberfläche des Wassers gezogen; aber es war außerordentlich schwierig, sie an Bord zu bringen; da es ihnen gemeiniglich glückte, durch eine geringscheinende Anstrengung ihrer gewichtigen Kraft, jedem Mittel zu entkommen, das nur erdacht werden konnte, um sie festzuhalten.

Die Fischer von Neufundland sind sehr erbost, so bald eine unglückliche Scholle sich an ihrem Köder fängt; man weiß, daß sie in solchen Fällen oft ihre Rache an dem armen Fisch genommen haben, indem sie ein Stück Holz durch seine Ohren schlagen, und ihn in diesem Zustande auf dem Ocean hintreiben lassen. Die Anstrengungen, welche der gequälte Fisch macht, um seinen Kopf unters Wasser zu bringen, bieten diesen barbarischen Fischern eine reiche Freudenquelle dar. Sie nennen dieß scherzweise „die Bugspriets-Segelstange einer Scholle."

Am 21. Mai erblickten wir Cap Race, das südöstliche Ende von Neufundland, und dieser erste Anblick ließ uns vermuthen, daß es unmöglich seyn würde, binnen mehre-

ren Meilen uns dem bestimmten Hafen zu nähern. Die ganze Küste, so weit das Auge reichte, schien umgeben mit einem undurchdringlichen Crystallgürtel. In der That umgab diese entsetzliche Masse von Treibeis unsere Convoy von West-Süd-West bis Süd-Süd-Ost; so daß von den zwei und dreißig Graden des Compaß, nur zehn zu einer Ausfahrt blieben. Durch diese Oeffnung segelte der Commodore Quilliam in dem Crescent, mit dem nach Nova Scotia bestimmten Theil der Flotte, und ließ die nach St. Johns in Neufoundland bestimmten Schiffe unter unserm Schutz.

Unsere kleine Rosamunde, dadurch zu dem Range eines Befehlshaberschiffs erhoben, ward nach Nord-Nord-Ost gerichtet, in der Hoffnung, eine Oeffnung zu finden, durch welche wir das furchtbare Eisbollwerk, das unsre Fahrt hemmte, durchdringen könnten, und wir wurden nicht getäuscht; denn gegen Abend bemerkten wir eine Stelle, wo sich das Eis bedeutend gelöst hatte, und durch diesen Canal nahmen die Schiffe unserer Flotte ihren Weg.

In den ersten Reisebeschreibungen über diese Gegend sind die Gefahren der dortigen Schiffahrt zu wenig berührt. In ihrem Eifer, Neufundland als eine würdige Besitzung des Brittischen Reichs zu empfehlen, haben sie gar nicht, oder doch nur obenhin erwähnt, jene schrecklichen Stürme, dicken Nebel, felsigen Ufer und Eisgefahren, denen der Seemann an den Küsten dieser Insel ausgesetzt ist. Spätere Schriftsteller sind auf der andern Seite zu weit gegangen und haben das Gefährliche übertrieben. Ich werde weiter unten versuchen, diesen Gegenstand in

das wahre Licht zu setzen, indem ich alle Ereignisse einfach, ohne Verschönerung und ohne Verheimlichung, wie sie sich mir darstellten, erzählen werde.

Am 23. Mai erhob sich ein Wind, begleitet von einem so dicken Nebel, daß unsre Flotte völlig zerstreut ward, und wir waren späterhin nicht im Stande, sie wieder zu vereinigen. Die Führer dieser Schiffe waren meistens alte erfahrne Männer, und wohlbekannt mit der Küste von Neufoundland; daher gelang es dem größeren Theile der Convoy, den Hafen von St. Johns eher zu erreichen, als die Rosamunde.

Während des obenerwähnten Sturmes und Nebels begegneten wir einem der hohen Eisberge, welche an diesen Küsten so zahlreich sind. Er war von ungeheurer Größe; die Wellen brachen ihre Wuth an seinen Seiten, daß er mit unbeschreiblichem Toben hin und herrollte. Man kann sich unsern Schrecken vorstellen, als er durch einen gewaltigen Stoß des Meeres sich völlig herumwälzte, mit einem Gekrach, daß man in großer Entfernung gehört haben würde. Wir zitterten bei dem Anblick; denn die Rosamunde war in dem Augenblick nicht über 480 Klafter weit von ihm entfernt, und er bestand aus einer Eismasse, die durch ihre Berührung das größte Linienschiff so leicht zerdrückt haben würde, wie der Fuß des Goliath eine Spinne. — Der Umriß des Eisbergs war nun ganz verändert, und seine Oberfläche von schöner, glänzend grüner Farbe.

Als sich der Sturm gelegt hatte und einige Tage verflossen waren, seit wir das Land aus dem Gesicht verlo-

rem, versuchten wir von Neuem, die Küste zu erreichen. Aber ein zweiter dicker Nebel setzte uns in die größte Verlegenheit und war uns um so verdrießlicher, da nach unserer Berechnung die Küste nicht fern war. Jedoch, da der Wind leicht und die See sanft ging, wagten wir, unsern Lauf westwärts fortzusetzen, bis Capitain Campbell bei aufmerksamem Horchen ein leises Geräusch zu unterscheiden glaubte, ähnlich dem Schall gegen entfernte Felsen geworfener Wogen. Wir ließen alsbald unser Anker fallen, und das erwies sich als eine weise Vorsicht; denn als der Nebel verschwand, fanden wir uns in der Nähe einer gefährlichen Stelle der Küste, Shoalbai (Untiefenbai) genannt, einige Meilen südlich von St. Johns.

In solcher Nähe hatten wir bisher Neufoundland noch nicht gesehen; daher betrachtete die ganze Mannschaft sehr aufmerksam die nackten Felsen und düstern Wälder. Grade dem Schiff gegenüber erschien eine Naturmerkwürdigkeit, der Spout (Wasserstrahl) genannt, der in großer Entfernung von der Küste schon sichtbar ist; eine erstaunlich hohe, durch Felsen sich hervordrängende Wassersäule, dem Rauche eines Vulkans ähnlich. Sie kann Fremdlingen an dieser Küste sehr füglich als Merkzeichen des Landes dienen.

Als der Nebel völlig verschwand, entdeckten wir die königlichen Schiffe, Dryad und Comus, ganz nahe der Rosamunde, vor Anker liegend. Sie hatten am Morgen die Bai Broyle verlassen, in der Absicht, in St. Johns einzulaufen; da aber die Menge Treibeis diesen Hafen ganz unzugänglich machte, so war vorgeschlagen, nach jener Bai

zurückzukehren. Dem zufolge machten wir Gesellschaft, und Abends kamen die drei Schiffe an diesem Orte vor Anker.

Cap Broyle, am Eingang der Bucht gleichen Namens, ist vielleicht das merkwürdigste Vorgebirge an der ganzen Ostküste von Neufundland. Seine Form gleicht einem großen Sattel, (etwa 6 Deutsche Meilen); und da es etwa dreißig Meilen südlich von der Hauptstadt liegt, so ist es von großem Nutzen, um die Lage eines Schiffes gleich beim ersten Anblick des Landes zu bestimmen. Die Kenntniß solcher Merkzeichen ist hier wegen der unaufhörlichen dichten Nebel, die oft in vielen Tagen keinen Sonnenblick zulassen, von besonderer Wichtigkeit.

Die Bucht Broyle geht tief ins Land hinein; der Eingang liegt am Fuße des oben genannten Caps. Die Tiefe des Wassers ist hinreichend für Schiffe jeder Größe, und der Hafen ist vor allen Winden geschützt. Beim Hineinsteuern muß man sich mit Behutsamkeit an das südliche Ufer des Canals halten, weil auf der Nordseite nahe bei Cap Brigus unter dem Wasser eine gefährliche Klippe liegt.

In dieser Bucht wohnen nicht mehr als fünf bis sechs Familien, deren Lebensunterhalt natürlich in Kabeljau- (Stockfisch, Schellfisch) Fischerei besteht. Sie bringen dann das Erzeugniß ihrer Arbeit nach St. Johns, wo sie es bei den Kaufleuten gegen Nahrungsmittel und andre Bedürfnisse austauschen. Sehr selten aber erhalten sie Geld für ihre Fische.

Es ergiebt sich daraus, daß die in St. Johns lebenden Kaufleute einen doppelten Vortheil ziehen; den ersten aus der Ausfuhr gesalzener Kabeljau (Stockfisch) in die Fremde, und den zweiten aus den Artikeln, mit welchen sie die Bewohner außerhalb des Hafens, in Austausch gegen jene Waare, versehen. Daraus folgt natürlich, daß die Haupt-Kaufleute dieser Gegend, durch das fast gänzliche Monopol des in- und ausländischen Handels im Stande sind, mit unbegreiflicher Schnelligkeit einen glänzenden Reichthum zu sammeln; während die mittlere und niedere Classe der Fischer mit Geduld und ununterbrochenem Fleiß von Jahr zu Jahr sich abmühen müssen, und sich dennoch in ihrem hohen Alter weit schlimmer daran finden, als da sie zuerst das Atlantische Meer durchkreuzten, als unglückliche, aus ihrer Heimath Ausgewanderte.

Die niedre Classe der Fischer in Neufundland, die vorzüglich aus römisch-katholischen Irländern besteht, unterhält einen kleinen, muntern Priester dieses Glaubens, der einen unsichern Unterhalt erwirbt, indem er längs der Küste von einem Hafen zum andern läuft,

„um die Sterbenden beichten zu lassen und die Todten zu segnen."

Die Bucht Broyle ist nicht nur ein guter Ankerplatz, sondern die Ufer sind auch mit Holzungen bedeckt, und nahe bei den Hütten der Bewohner stürzt von einem Abhange ein Fall des schönsten frischen Wassers ins Meer. Am obern Ende der Bucht ist ein kleines Flockchen bebautes Land.

Das plötzliche Wechseln des Treib- oder Grundeises an den Küsten von Neufundland und Labrador ist sehr merkwürdig. Wir waren Abends in die Bucht Broyle eingelaufen durch die offene See, ganz rein von Hindernissen, so weit das Auge reichen konnte; aber am nächsten Morgen war der Hafen ganz mit Eis gestopft, so daß wir beinahe vom Schiff ans Ufer hätten gehen können, und von der Höhe des Maste sahen wir, daß selbst der weite Ocean eine ungeheure Fläche gebrochener Schollen war. Um diese sonderbare Erscheinung zu erklären, muß man bemerken, daß längs der ganzen Küste von der Davisstraße bis Nova Scotia, ein starker Strom beständig nach Süden geht; wenn nun die großen nördlichen Buchten im Frühjahre aufbrechen, wird das niedrige Treibeis (Grundeis) mit großer Gewalt nach Süden gedrängt, wo es allmälig verschwindet, weil es der Sonnenhitze ausgesetzt ist.

So kommt es, daß bei dem Treiben von Nord nach Süd das Eis zuweilen längs der Küste von Labrador und Neufoundland in die Häfen dringt und sie sperrt, allein der den Seefahrern daraus erwachsende Nachtheil ist temporär, weil die treibende Masse, durch den geringsten Wechsel des Windes leicht bewegt, häufig in wenigen Stunden verschwindet und die See offen läßt, und schiffbar, wie zuvor.

Es befremdete uns, daß die Schiffen in Broyle, ihre gesalzenen Stockfische fast eben so hoch anschlagen, als man dieselbe Waare in England kauft. Dieß war eine unan-

genehme Täuschung für uns, da wir uns einbildeten, die Fische in Neufoundland müßten verhältnißmäßig eben so wohlfeil seyn, als die Kohlen in Newcastle; allein wir erfuhren späterhin, daß die Kaufleute in St. Johns ihre Stockfische von den Fischern außer dem Hafen für 30 Schilling Sterling den Centner leicht erstehen, wofür sie in Spanien oder Portugal, 46 Schilling wiedererhalten. Aber man muß dieß nicht verstehen, als ob die 30 Schilling für den Centner den Bewohnern außerhalb des Hafens von den Kaufleuten in St. Johns wirklich ausgezahlt würden; der Fisch wird nur zu diesem Preise geschätzt, und eben so viel Nahrungsmittel an Werth werden dafür zurückgegeben.

Nachdem wir unsern Vorrath von Wasser- und Feuermaterial ergänzt hatten, segelten wir aus der Bucht Broyle ab, um wo möglich in den Hafen von St. Johns einzulaufen. Wir machten zwei oder drei vergebliche Versuche und erlitten viele Stöße vom Treibeis; endlich gelang es uns, am 10. Juni in die enge Mündung dieses geräumigen Hafens einzulaufen. Mit einiger Mühe und Beschwerde ward unser Schiff der Stadt nahe gegenüber in eine passende Lage gebracht, wo wir dasselbe in Sicherheit vor Anker legten.

## Zweites Capitel.

St. Johns, die Hauptstadt von Neufoundland.

Die Entdeckung von Neufoundland ist von einigen *) Schriftstellern, dem Venetianischen Schiffer Johann Cabot zugeschrieben; von andern **) aber seinem Sohne Sebastian Cabot, der in Bristol geboren ward. Hier ist nicht der Ort, weitläuftige Untersuchungen darüber anzustellen, um so weniger, da dieß schon von fähigen Männern geschehen ist ***). Gewiß ist, daß im Jahre 1497 oder 1498 von einem durch Heinrich VII. ausgerüsteten Geschwader diese Insel zuerst gesehen ward. Unter der Regierung seines Nachfolgers, Heinrich VIII., ward der Stockfisch zuerst ein Gegenstand des Handels; und einige kleine von England ausgesandte Schiffe kehrten zurück mit einer Ladung gesalzener und getrockneter Kabeljau. Von dieser Zeit an besuchten jährlich viele Schiffe von Spanien, Frankreich, Italien, Portugal und England die Bänke von Neufoundland.

Die schönen Häfen längs der Küste wurden das Eigenthum derjenigen, die zuerst im Frühjahre in dieselben einlie-

*) Campbell's „Naval history of Great Britain; Vol. I. p. 244. Raynal Histoire philosophique. Vol. VII. p. 191. Lond. 1783.

**) Humes history of England Vol. III. ch. XXVI. p. 406.

***) Elli's „Voyage to Hudson-Bay. P. 4 — 6. Campbell. l. cit. Vol. I. P. 287 — 289.

sen, woraus viele Unannehmlichkeiten und Verwirrungen entstanden. Der Wetteifer und die Nebenbuhlerei der dort angesiedelten Fischer war so groß, daß sie jedes erdenkliche Mittel ergriffen, um ihre Mitbewerber zurückzuhalten und zu beeinträchtigen, indem sie die Gerüste niederbrachen und die Materialien den Wellen Preis gaben. Den dadurch entstandenen Schaden wieder gut zu machen, wurden unglaublich viele junge Bäume verschwendet, oder durch Abreissen der Rinde vernichtet. Man hielt es nöthig, diesen Verwüstungen für die Zukunft ein Ende zu machen. In dieser Absicht segelte Herr Humphrey Gilbert im Jahr 1583 mit einem kleinen Geschwader von Plymouth ab, und kam, nach einer beschwerlichen Reise, in St. Johns an. Daselbst nahm er in Gegenwart aller seiner Capitains und Officiere, im Namen der Königin Elisabeth Besitz von 200 Meilen (Leagues) Landes nach allen Richtungen von St. Johns hin. Eine Erdscholle und ein Stab wurden ihm überreicht, als Zeichen seines Rechtes, über dieses neu erworbene Land zu herrschen, als der durch ein königliches Patent angestellte Gouverneur *).

Gleich darauf gab Sr. Humphrey drei Gesetze für die Fischer. Durch das erste ward die Form der Kirche nach der Liturgie der Englischen Kirche festgesetzt; zweitens ward es zum Hochverrath gemacht, gegen das königliche Gouvernement sich zu verschwören; und drittens ward befohlen, daß, wenn irgend jemand entehrende Worte gegen Ihre Majestät aussprechen würde, er seine Ohren verlieren solle,

*) Harris Collection of voyages and travels. Vol. I.

aber, wenn der Beschädigte Eigner eines Schiffes wäre, sein Eigenthum die Krone anheim fallen solle. Ein pfeilgerader Pfahl mit dem Englischen Wappen ward am Ufer errichtet, das Eigenthum ward durch Sr. Humphrey in verschiedene Theile getheilt, und die Eigner willigten gern ein, dem Gouverneur eine jährliche Abgabe für dieselben zu zahlen, in der Hoffnung, ihre Gerüste und Fischplatten dadurch gegen die piratischen Verwüstungen ihrer Landsleute zu sichern. Diese neue Anordnung hätte einen sehr wohlthätigen Einfluß auf den Handel von Neufoundland; denn wir finden in Whitbournes *) Erzählung, daß, im Jahre 1614, 250 Englische Schiffe an den Küsten dieser Insel beschäftigt waren, und daß nach der gewöhnlichen Art, die Schiffe in jener Zeit zu bemannen, nicht weniger als 5000 Seeleute auf denselben gedient haben. Dennoch wurden die Englischen Fischereien verdunkelt durch die andern Stationen, welche jährlich 400 Schiffe hinsandten, um Stockfisch und Thran zu holen; **) und das bewog viele Engländer, in diesen Gegenden Colonien anzulegen. Sr. George Calvert, Secretair des Königs Jacob I., erhielt die Provinz Avalon ***) ein, mit welchem Namen eine durch die tiefen Buchten von Trinity und Tregassy in Neufoundland gebildete Halbinsel belegt ward; und von da ward allmählig die ganze östliche Küste

*) Whitbourne discourse and discovery of Newfoundland, p. 12.

**) Ibid. p. 11.

***) Ibid. pp. 78. 79.

der Insel von Englischen Fischern in Besitz genommen. Der Ort, wo sie gewöhnlich zusammen kamen, war St. Johns, *) und woselbst umherstreifende Schiffe aus ihrem Vaterlande sie, im Austausch gegen die Produkte ihrer Fischerei, mit allen Bedürfnissen versahen. Auch andre Nationen wurden die Vortheile gewahr, welche die Engländer aus ihrem bleibenden Aufenthalte in Neufoundland zogen. Die Franzosen gründeten Colonien an der Nord- und Südseite der Insel, und erbauten die Stadt Placentia. Der Antheil, den dieses Volk an den Fischereien nahm, war eine natürliche Quelle der Unzufriedenheit für eine Nation, welche immer sehr eifersüchtig gewesen ist auf alle Eingriffe in ihre Seemacht, oder ihren Handel. Daher verlangte Großbritannien, in dem Tractat von Utrecht, den gänzlichen Besitz von Neufoundland; und Frankreich, froh, unter irgend einer Bedingung den Frieden zu erlangen, willigte in dieses Opfer ein, und behielt seinen Unterthanen nur das Recht vor, ihre Fische an den Küsten der Insel zu trocknen **). Durch spätere Verträge sind die Franzosen auf die kleinen Inseln St. Pierre und Miquelon beschränkt worden; und da sie keine Festungswerke auf denselben errichten dürfen, so ist bei einem jeden Kriege zwischen den beiden Nationen, ihre Fischerei augenblicklich gehemmt. Die Engländer, Franzosen und Ameri-

*) Raynal, histoire philosophique. Vol. VII. pp. 192 — 196. book XVII. London 1783.

**) Smollet's complete hist. of England. Vol. X. p. 181.

der sind die einzigen Völker, die gegenwärtig das Recht haben, an den Bänken von Neufoundland zu fischen.

Nach diesem gedrängten Abriß der Geschichte des Landes, will ich nun zur Beschreibung seiner Hauptstadt zurückkehren.

Die Einfahrt zum Hafen von St. Johns bildet eine lange und sehr schmale Meerenge, doch ist sie nicht schwierig zu durchfahren. Dieser Canal hat in der Mitte zwölf Faden Wasser und ziemlich guten Ankergrund. Das nördliche Ufer ist ein senkrechter Abhang von staunenerregender Höhe, und das südliche scheint nur weniger staunenswerth, in Vergleich mit den gegenüber liegenden Felsen. Jede Nacht brennt an der linken Seite der Fahrt ein Leuchtfeuer, wo sich auch eine kleine Batterie und ein Signalposten befinden. Andre, stärkere Batterien ragen gethürmt hervor über die felsigen Höhen gegen Norden. In etwa zwei Drittheil der Entfernung zwischen der Einfahrt und dem eigentlichen Hafen, liegt eine gefährliche Untiefe, der chain rock (Kettenfelsen) genannt, von einer Kette, welche sich quer über die Meerenge zu diesem Platze hin erstreckt, um feindlichen Flotten den Zugang zu wehren. Die Schiffer sollten sich bei der Einfahrt zu diesem Orte hüten, den Felsen unter der Spitze des Leuchthauses zu nahe zu kommen. Als wir an ihnen vorbei segelten, waren noch die Masten eines großen Schiffes über dem Wasser sichtbar, welches kurz zuvor durch das Anschwellen der Wogen an diese Felsen geworfen und augenblicklich geschettert war. Späterhin bedauerten wir, zu hören, daß dieses unglückliche Schiff eines von denen war, die etwa sechs Wochen zuvor in un-

serer Convoy von Cork segelten. — Außer der schon erwähnten, sind noch andre starke Festungen auf den Höhen um die Stadt her, welche diesen Ort gegen jeden plötzlichen Angriff völlig sicher stellen. Das Fort Townshend liegt grade über der Stadt, und ist die gewöhnliche Residenz des Gouverneurs. Die Forts Amherst und William liegen mehr gegen Nord, wo auch eine kleine Batterie, Crooo's Nest (Krähennest) genannt, auf die Spitze eines einzelnen pyramidalförmigen Berges gesetzt ist.

An dem obern Ende und der östlichen Seite des Hafens ist ein kleiner Platz, des Königs Schiffwerfte genannt, obgleich es den Namen kaum verdient. Während unsers Aufenthalts war der Admiral sehr beschäftigt, den Zustand desselben zu verbessern und es zu vergrößern. Vielleicht ist's nicht unangebracht, hier eine Bemerkung zu machen über die Hindernisse St. Johns zu einem bedeutenden Seestapelplatz zu machen. Denn obgleich wir ein so schönes Arsenal, wie Halifax ist, an der Küste von America besitzen, so ist doch Neufoundland, als Insel, den Angriffen der Feinde nicht so bloß; und dieß wäre ein vortrefflicher Zufluchtsort für unsre Kreuzer während der Sommermonate, wenn wir durch ein Unglück jener wichtigen Festung beraubt werden sollten. In Beachtung dieses Punctes ist Bermuda keineswegs vergessen worden; aber die unvermeidlichen Gefahren beim Heersegeln an diese Insel, werden ihren Nutzen, als Arsenal für unsre Flotten immer zweifelhaft und unsicher machen.

Der Hafen von St. Johns ist den starken Nordwest-Winden am meisten ausgesetzt; da der Wind aus dieser Weltgegend mit großer Gewalt durch ein Thal zur linken Seite der Stadt fährt.

Bei der ersten Einfahrt in die Buchten und Häfen von Neufoundland wird die Aufmerksamkeit des Fremden erregt durch den merkwürdigen Anblick der unzähligen Gerüste, die zum Einsalzen und Trocknen der Cabeljau längs der See errichtet sind. Die Ufer um den Hafen von St. Johns sind ganz damit bedeckt, und ihre Bauart ist sehr einfach. Zuerst werden viele Stützen, ganz ähnlich den Kentischen Hopfenpfälen in den Grund befestigt; über diese wird ein wagrechtes Dach von ähnlichen Pfälen gelegt, und das Ganze wird endlich überzogen mit einer Decke von trockenen Farrenkräutern. Die Fischer nennen ein solches Gebäude, Fishflake (Fischplatte). Aber man sieht auch noch andre Gerüste, auf ähnliche Weise errichtet, obgleich theilweise im Wasser stehend, mit einer Hütte an einem Ende, um die Cabeljau aufzunehmen und zu salzen, bevor sie endlich auf die Platten gebracht werden, wo man sie an der Sonne trocknet.

Die Hauptstadt von Neufoundland besteht aus einer sehr engen Straße, die sich ganz längs der einen Seite des Hafens hindehnt. Die Häuser sind meist von Holz gebaut, und es giebt wenig schöne oder auch nur leidliche Gebäude an diesem Orte. Die Straße steht auf sehr unebenem Grund und ist nicht gepflastert, weßhalb sie bei nassem Wetter vor Schmutz und Koth fast unzugänglich

wird. Es giebt eine Menge kleiner öffentlicher Häuser, aber kaum ein erträgliches Gasthaus; jedoch das Wirthshaus London hat ein gutes Billardzimmer. Buden aller Art sind sehr zahlreich; aber die meisten Waaren sind überaus theuer, besonders Fleisch, Geflügel und Gemüse, da die Stadt die ganze Zufuhr dieser Artikel aus Nova-Scotia erhält. Die Zahl der Schiffsladeplätze ist bemerkenswerth, fast jeder kleine Kaufmann besitzt seinen eigenen; und außerdem ist daselbst ein schöner, breiter Damm, die Regierungs-Werft genannt, der dem öffentlichen Gebrauche frei steht.

Die Insel Neufonndland wird regiert durch einen Vice-Admiral der Brittischen Seemacht. Seine Jurisdiction erstreckt sich auch über die Küste von Labrador, von Cap Charles bis Mount Joli, so wie über die kleinen Inseln St. Pierre und Miquelon im Süden, und Anticosti in der Mündung des St. Lorenz Stroms. Der Gouverneur verwaltet sein Amt drei Jahre, und ist während dieser Zeit Oberbefehlshaber der Seemacht, innerhalb der Grenzen seines Districts. Er residirt gewöhnlich in einer Festung über der Stadt St. Johns, und kehrt für die Wintermonate nach England zurück. Während seiner Abwesenheit ist die oberste Gewalt in Händen des militärischen Commandanten, welcher Statthalter (Lieutenant Governor) von Neufoundland heißt. Wenn dieser sterben sollte, fälle die Regierung an den Oberrichter in St. Johns.

Diesem Oberrichter ist die Gerichtsbarkeit der Insel anvertraut. Seine Residenz ist in St. Johns; doch

auch in den andern Hauptorten der Küsten von Neufundland und Labrador sind Magistratspersonen, welche ermächtigt sind, Mörder, Räuber und Betrüger gerichtlich zu belangen; aber es ist gesetzmäßig befohlen, daß sie sich in keine Streitigkeiten rücksichtlich der Fischereien mengen sollen. Zur Entscheidung von Fällen der letzteren Art wird jährlich ein Seeoffizier bestimmt, um in den übrigen Häfen als Bevollmächtigter Gericht zu halten.

Eine Berechnung über die Bevölkerung von St. Johns würde sehr schwierig seyn; da auch die genaueste Aufzählung nicht über die Zeit ihrer Anstellung hinaus gültig seyn kann. Während der Fischerei scheint es von Bewohnern überströmt; aber die meisten damit beschäftigten Leute kehren im Herbst nach Europa zurück. Es giebt kein Werk, worauf man sich rücksichtlich Neufoundlands beziehen könnte, ausgenommen die unvollkommnen Darstellungen in den verschiedenen öffentlichen Blättern und Geographischen Wörterbüchern, auf welche man sich um so weniger verlassen kann, wenn sie allgemein unbekannte Länder beschreiben wollen. Auch finden sich in den erwähnten Schriften die größten Widersprüche und Unwahrheiten. — Der gesellige Zustand in St. Johns ist so, wie man ihn erwarten kann an einem Orte, wo die Majorität der Bewohner sich vom gemeinen Fischerstande herauf gearbeitet hat. Die Arroganz dieser Menschen ist oft eben so lächerlich als beleidigend. Literatur und gute Sitten sind hier unbekannt, und der Fremde muß sich nicht wundern, beständig die gröbsten Sprachfehler zu hören.

Die niedre Klasse besteht größtentheils aus gemeinen Irländern, deren unermüdlicher Fleiß während der Zeit des Fischens grell absticht gegen ihre unbändige Ausschweifung im Winter. Die letztere scheint hier in allen Ständen als das einzige Mittel gegen den Lebensüberdruß betrachtet zu werden. Doch verdient die Thätigkeit der niedern Classe gerühmt zu werden.

Die Handels-Artikel von Neufoundland sind so bekannt, daß es genügen wird, zu bemerken, die Ausfuhr bestehe in Fischen, Thran und etwas Pelzwerk; die Einfuhr in Nahrungsmitteln, Kleidungsstücken, Salz, Fischergeräth und einigen Indischen Waaren.

Die Gegend um die Stadt ist, gleich allen übrigen Theilen der Insel, wild und wüst; aber an vielen Stellen bilden die Gebirge, Seen, Wälder und Ebenen, schöne Landschaften. Die Bewohner von St. Johns haben ihre Landhäuser nur wenige Meilen weit ins Innere angelegt.

Die Strenge des Winters in Neufoundland, so wie in ganz Nordamerica, hat die Wißbegierde vieler philosophischen Schriftsteller erregt. Obgleich in demselben Breitengrade mit den fruchtbarsten Theilen Frankreichs, ist es nicht ungewöhnlich, daß so eben noch kochendes Wasser beim Frühstück in den Tassen gefriert. — Dennoch findet man in Nordamerica, gegen die Bemerkung Robertsons, mehr Geflügel im Winter als im Sommer, besonders Rebhühner, wilde Enten, Gänse, Taucher und Moorhühner in großer Menge *).

*) Ellis Voyage to Hudsonsbay. p. 160.

Obgleich sehr rauh, ist doch das Clima von Nordamerika weder ungesund noch unangenehm. Die Europäischen Colonisten in der Hudsonsbai, wie in Neufoundland ziehen die beständig heitere Kälte ihres trocknen Winter, der feuchten, nebeligten Luft Großbritanniens vor, und behaupten, daß sie bei 40 Grad Fahr. unter dem Gefrierpunct, nach Fahrenheit, beständig ein in andern Theilen der Erde unbekanntes, erheiterndes und frohes Gefühl empfunden haben. Auch hat sich das Gesunde des dortigen Climas hinlänglich bewährt.

Nach diesen wenigen Bemerkungen über die Hauptstadt von Neufundland *) will ich nun mit der Erzählung der Reise fortfahren.

## Drittes Capitel.

### Fahrt von St. Johns nach der St. Georgs-Bai.

Am 14. Juni segelten wir endlich von St. Johns ab. Unser Capitain hatte den Auftrag, sich nach der Stra-

*) Seitdem die Rosamunde in Neufoundland war, ist St. Johns dreimal fast gänzlich durch Feuer zerstört worden. Obgleich viele Individuen dadurch beträchtlich gelitten haben mögen, so wird doch ohne Zweifel die Stadt durch diese Schicksale bedeutend verschönert werden.

ße von Belleisle zu begeben, um die an der südlichen Küste von Labrador angelegten Fischereien zu beschützen.

Als wir den Hafen verließen, bemerkten wir ein ungeheures Gebirge von Eis, bei 48 Faden Wasser, der Einfahrt gegenüber, auf dem Grunde liegend. Wir segelten mit gelindem Nordwestwind südlich, dem Hafen Petty, der Bullenbai, so wie den Baien Wiles und Mamables vorbei, und erreichten Cap Broyle mit Sonnenuntergang. Der Gipfel dieses majestätischen Vorgebirges war noch mit Schnee bedeckt, und viele kleine Schiffe waren emsig beschäftigt, längs seinem Fuße zu fischen.

Den 15. Juni mit Tagesanbruch segelten wir um Cap Race herum; aber da der Wind sehr gelinde aus Nord-West blies, kamen wir bis zum Abend nicht weiter als zu Cap Pine, einer niedrigen mit Bäumen bedeckten Landspitze. Hier pflegten die Americanischen Caper auf der Lauer zu liegen, um die in die verschiedenen Hafen des Lorenzo-Stroms bestimmten Kauffahrteischiffe aufzufangen, bis die Wachsamkeit des Admirals Richard Keats die Küste von ihnen befreite. Die Bucht zwischen Cap Race und Cap Pine, heißt die Tregassybai, an deren Ende eine kleine Fischerstadt liegt.

Den 16. Juni Vormittags segelten wir an der Mündung eines tiefen Meerbusens vorbei, genannt die Bai Placentia. Als die Franzosen den südlichen Theil von Neufoundland in Besitz genommen, bauten sie die Stadt Placentia an den Ufern dieser Bai und machten sie zur Hauptstadt ihrer Besitzungen. Es ist noch ein bedeutender

Ort, nächst St. Johns der größte und bevölkertste. Gegen Abend waren wir dem Cap Chapeau-Rouge gegenüber, dem westlichen Ende der Bai Placentia, und konnten etwas westlich die Inseln St. Pierre und Miquelon unterscheiden.

Den 17. Juni. Wegen einer Windstille lagen wir den ganzen Tag den beiden eben genannten Inseln gegenüber; sie sind klein und unfruchtbar, und gewinnen durch eine nur für kleinere Fahrzeuge schiffbare Straße. Eine Eigenthümlichkeit der Nebel bei Neufoundland verdient hier bemerkt zu werden. Der ganze Ocean ist nahe seiner Küste in einen so dicken Nebel gehüllt, daß es offenbar unmöglich ist, fortzusegeln, ohne der größten Gefahr des Schiffbruchs ausgesetzt zu seyn; aber zur selben Zeit ist gewöhnlich ein kleiner Raum, binnen ein oder zwei Meilen vom Ufer selbst ganz rein von Dünsten, gleichsam eine Lichtzone um die Küste bildend. Wer diese Erscheinung kennt, kann zuweilen seinen Hafen erreichen, während Fremde sich fürchten, der Insel zu nahen.

Den 19. Juni. Am Vormittag sahen wir das Hochland von Cap Breton, und gegen Abend umschifften wir Cap Ray, das südwestliche Ende von Neufoundland, ein hohes Vorgebirge, von aller Vegetation entblößt.

Den 20. Juni. Wir waren der St. Georgsbai, einem tiefen Meerbusen an der Westküste von Neufoundland gegenüber, fast unter demselben Breitengrade, mit St. Johns. Da nur wenig Wind ging, sandten wir ein Boot ans Ufer, um einige Fische zu bekommen. In einer Stunde

kehrte das Boot mit den schönsten Cabeljaus beladen zurück. Die hingesandten Leute berichteten, daß sie Anfangs dem Ufer zu nahe, den Boden mit Unkraut bewachsen fanden und keinen einzigen Fisch fangen konnten; allein etwas weiter hinaus fanden sie bei 10 Faden Wasser, festen Grund und so viele Cabeljaus, daß sie in 2 Minuten genug erhielten, um unsre ganze Schiffsmannschaft zu versorgen.

Am 23. Juni. Am Morgen nahmen wir unsere Richtung wieder auf St. Georgsbai zu; als wir zu unserm Erstaunen Jemanden in einem Nachen auf uns zurudern sahen, und nachdem er unser Schiff erreichet, alsbald an der Sprache einen gebornen Paddy *) erkannten, der uns Lachs zum Kaufen anbot. Er hatte ein verwildertes Ansehn, und erzählte, daß er schon viele Jahre in der St. Georgsbai wohne und vom Lachsfange lebe. Gegen Abend ankerten wir einem kleinen Dorfe Sandy-Point (Sandspitze) genannt, gegenüber, im Grunde der genannten Bucht. An allen Seiten erschienen sehr hohe Gebirge, bedeckt mit dunklen Wäldern von Pechtannen, Fichten und Lerchenbäumen. Dem Dorfe Sandy-Point gegenüber lag ein andres Dorf von etwa 20 Indischen Hütten (wigwams).

Herr Massery, der Oberste dieses Ortes, kam an Bord und meldete, daß die Bewohner der St. Georgsbai zwei

*) So werden scherzweise die Irländer genannt.

A. d. U.

Reichsflagge (union flag)



Tage in großer Unruhe gewesen seien, weil sie unser Schiff für einen Americanischen Kreuzer hielten. Man hatte Maßregeln genommen gegen einen Ueberfall; und alle Indianer an der andern Seite der Bai waren noch jetzt unter Waffen, um sich unserer Landung zu widersetzen. Jedoch gelang es uns bald, ihre Furcht zu beruhigen; und als wir unsere Einwechselfahne aufzogen, besuchte uns das Haupt der Micmac-Indianer, von dem noch mehr die Rede seyn wird.

Der Hafen St. Georg liegt an dem obern Ende der Bucht gleichen Namens. Es ist ein sicherer und bequemer Ankerplatz, nur den Südwest-Winden ausgesetzt, wegen der Gebirge nach dieser Richtung hin.

Folgende Bemerkungen mögen den Schiffern beim Einlaufen in diesen Hafen dienen:

Das niedrige Stückchen Land, Sand- oder Hafenspitze genannt, ist unter dem Wasser so abschüssig, daß man in einer Entfernung von 60 Klaftern mit jedem nicht über 22 Fuß tief laufenden Schiff sicher drum herum fahren kann. Der beste Ankerplatz ist zwischen Sandy-Point und dem Hauptlande bei 9 bis 10 Faden Wasser; die Richtung von der Spitze N. gen W. oder N. N. W.

Bei Vollmond und bei Wechsel des Mondes ist die Fluth um 10 Uhr, und das Steigen und Fallen beträgt 7 Fuß.

Den 24. Juni. Beim Anbruch des Tages fuhr der Verfasser mit einem Theil der Officiere auf den Fischfang in einen kleinen Fluß, ein nicht weit oberhalb der Bucht.

Bei unserer Ankunft quälten uns die Musquitos sehr; allein bald wurden wir ermuthigt durch den Anblick vieler Forellen an der Oberfläche des Wassers. Acht Uhr Morgens erhob sich ein gelinder Wind, und augenblicklich waren die Musquitos verschwunden. Erst Nachmittag kehrten wir zurück, jedoch mit 25 Dutzend großer Forellen.

Den 25. Juni. Der Zahlmeister des Schiffes und der Verfasser gingen wieder auf den Forellenfang in jenem Flusse. Bald nach unserer Ankunft hörten wir im Walde hinter uns einen Schuß, und mit einem lauten Hallo! stürzte ein Indianer aus dem Dickigt hervor, mit einer Flinte in der Hand. Anfangs trauten wir ihm nicht; allein er nahte sich freundlich, nahm seine Mütze ab und legte die Flinte nieder. Wir boten ihm Rum an; er wollte nicht trinken, aß aber Zwieback und Schweinfleisch. Auf unsre Fragen, erzählte er in verdorbenem Englisch, daß er Lachsdärme holen wolle, als Köder, um Cabeljau zu fangen. Die Flinte gebrauchte er, um zum Vergnügen kleine Vögel zu schießen; er habe sie von einem Schottischen Schiffe erhalten und ein Stück Rothwild (caribou) dafür gegeben. Morgen ginge er auf den Stockfischfang, aber übermorgen, als am Sonntage (sevanday) nicht; dann nehme er ein Buch und sähe auf zu Gott. Auf unsre Frage, ob die rothen Indianer im Innern des Landes das auch thäten, sagte er mit Verachtung: „nein, nein, die schauen nicht auf zu Gott, die tödten alle Menschen, die sie sehen. Roth-Indianer nicht gut!“ Auch sagte er, hätten sie eine ganz andre Sprache und bellten wie die Hunde. Die Indianer der St. Georgsbai können nicht

lesen; aber Französische Missionäre haben sie gelehrt, die Bibel zu verehren.

Am Abend desselben Tages gingen einige unserer Officiere auf eine Art ländlichen Ball, den die Fischerstöchter in einer der Hütten von Sandy-Point gaben, und machten bei ihrer Rückkehr komische Beschreibungen von ihren Tänzerinnen, die sich bei dieser Gelegenheit sehr possierlich herausgeputzt hatten.

Am 26. Juni. Morgens sechs Uhr verließen der Zahlmeister, Hr. Manley und der Verfasser abermals das Schiff, und fuhren in einem kleinen Boote, oder vielmehr Kahn, den Fluß *) hinauf, der sich ins obere Ende der St. Georgsbai ergießt. Wir gingen dahin, um von dem Eigenthümer des Kahns eine junge Kuh zu kaufen. Quer über die Mündung dieses Flusses erstreckt sich eine Sandbank, an der sich die See gewöhnlich auf eine entsetzliche Weise bricht. Die Aussicht, in einem so kleinen Boote durch diese Brandung zu schiffen, verursachte uns eben kein angenehmes Gefühl; aber der Schiffer versicherte, obgleich der Kahn leicht umschlagen könne, — was auch wirklich nicht selten geschehen soll, — so wäre derselbe doch so leicht und klein, daß wir uns ohne Mühe an dem Boden desselben halten könnten, bis uns die Wellen an den Strand werfen würden. Doch kamen wir dießmal glücklich über die Bank hinweg.

Der Fluß ist breit und ziemlich tief; seine Ufer sind aus loser Erde zusammengesetzt, bedeckt mit verschiedenar-

*) Main River.

tigen Flechten, und besetzt mit schönen Wäldern von Pechtannen (Rothtannen), Lerchen, Kiefern und Birken.

Nachdem wir die Kuh für einen Schilling Sterling das Pfund erstanden hatten, gingen wir von diesem Platze um den obern Theil der Bucht herum zu dem vorher erwähnten Forellen-Strom, wo ein alter Mann mit dem Lachsfang beschäftigt war. Von da gingen wir weiter über einen steinigen Strand, bis zu den Indianischen Hütten (wigwams) am nördlichen Ufer der Bai. Das Dorf schien ganz von Männern verlassen, und die Weiber und Kinder, von Natur scheu vor Fremden, flohen bei unserm Herannahen in die Wälder.

Die Wigwams, die Wohnungen der Wilmar-Indianer, sind in Kegelform aus Birkenrinde erbaut, und an der Spitze ist eine Oeffnung, um den Rauch durchzulassen. In dem Mittelpunct der Hütte machen sie ihr Feuer an und hängen Wildfleisch drüber auf, um dasselbe zur Winternahrung zu trocknen. Denselben Gebrauch findet man bei den Lapländern und den meisten Nomadenstämmen in Nordamerica. Um die Wigwams herum lagen in großer Menge zerstreut, stinkende Fische und Gräten, Kähne und große Fischgerüste. Nach einigem Umherstreifen um das Dorf, fanden wir zwei junge männliche Indianer vor einem Feuer hingestreckt, welche sich sehr freundlich erboten, uns in einem ihrer aus Baumrinde verfertigten Kähne an Bord der Rosamunde zu rudern. Wir nahmen das Anerbieten gerne an, und ließen uns unterwegs erzählen, wie sich ihr Stamm zuerst in St. Georgsbai angesiedelt hatte.

Während unsers Krieges mit Nordamerica, zwischen 1775 und 1780, gehörten die Micmac-Indianer, welche die Insel Cap Breton und die umliegende Gegend bewohnten, zu unsern hartnäckigsten Feinden. Endlich schloß einer der Befehlshaber unserer Armee einen freundschaftlichen Vertrag mit ihnen, und erwählte einen klugen Anführer derselben, um mit einem benachbarten, gleichfalls feindlichen Stamme Frieden zu schließen. Der alte Indianische Gesandte erreichte den Zweck seiner Sendung, und erhielt als Lohn, ein unfruchtbares Stück Land in der St. Georgsbai in Neufoundland, mit der Erlaubniß, so viele seiner Landsleute mit sich dahin zu nehmen, als ihm bei dieser Unternehmung folgen wollten. Demzufolge verließ der alte Sachem sein Vaterland, von vielen Indianern begleitet, und in ihren zerbrechlichen Jollen oder Kähnen in die See stechend, erreichten sie glücklich die St. Georgsbai.

Dergleichen kühne Seefahrten sind nicht selten unter den Indianern von Nordamerica, besonders unter denen von Nova Scotia. Ohne Compaß und Charte durchkreuzen sie oft die stürmischsten Seen und spurlosesten Wüsten ohne Furcht. Die Nothwendigkeit hat sie gelehrt, sich durch Naturerscheinungen leiten zu lassen; und das war ohne Zweifel auch das beschränkte Verfahren der Europäischen Schiffer vor der wichtigen Entdeckung der Magnetnadel. —

Die erste Handlung der Micmacs nach ihrer Ankunft in Neufoundland war die Wahl des alten Indiers, der sie dahin führte, zu ihrem beständigen Oberhaupte; darauf

begruben sie das Schwert, als ein Symbol, daß der Krieg zwischen ihnen und der Englischen Nation für immer beendigt sei. Seit dieser Zeit sind sie allmählig in der Cultur fortgeschritten; und durch häufige Wechselheirathen mit den Europäischen Bewohnern von Sandy-Point, ward der Stamm so gemischt, daß zur Zeit unseres Besuchs die Zahl der reinen Indianer, Weiber und Kinder ausgeschlossen, nicht funfzig überstieg.

Sie haben hohe, kräftige Körper, sehr grobe Gesichtszüge, hervorstehende Backenknochen, eingedrückte Nasen, weite Nasenlöcher; kleine sehr getrennt stehende Augen und schwarzes, dickes und schlichtes Haar; — also viel Aehnliches mit den Calmucken. Ihre Kleidungsstücke tauschen sie meistens in Sandy-Point gegen Fische, Thran und Pelzwerk von den Europäern ein; doch haben sie einiges Eigenthümliche in ihrer Tracht, z. B. Sandalen von Thierfellen, gestickte rothe Mützen, und Beinschienen von rothem Tuch, anstatt der Strümpfe.

Die Micmacs sind von Natur gutmüthig und sehr zuvorkommend gegen Fremde; berauscht aber verändert sich ihr ganzes Wesen.

Durch geistige Getränke, welche sie sehr lieben, wird der friedlichste Indianer augenblicklich zum rauhen Wilden. Weiber und Kinder fliehen dann in die Wälder, und die verlassenen Barbaren lassen ihre Wuth aus an den eigenen Wigwams, brechen Alles darin in Stücken, und reißen nicht selten das ganze Gebäude nieder; ja sie zerbrechen sogar ihre Vogelflinten, welche sie doch in der Regel höher schätzen als Weib und Kind. — Der Schaden ist indessen

bald wieder ersetzt; die Wohnung leicht aufgebaut, die Geräthe schnell ausgebessert, und selbst den verdorbenen Flintenläufen wissen sie, vermöge ihres scharfen Augenmaßes, durch Biegen und Drehen bald die gehörige Richtung wieder zu geben.

Mörder sind sehr ungewöhnlich unter diesem Volke; aber gräßliche Verwundungen sind häufig die Folge des Trunks. — Bemerkenswerth ist es, daß diese in der Rache wegen empfangener Beleidigungen fast unversöhnlichen Menschen nie die Anreizungen eines Betrunkenen übel nehmen; — „sollten wir ihn strafen, sagen sie, wenn er nicht weiß, was er thut, oder seine Vernunft verloren hat?" —

Die Micmacs in der St. Georgs-Bai haben eigentlich keine civilisirte Verfassung; sie erkennen zwar den Nachkömmling ihres ursprünglichen Führers, als Sachem — Oberhaupt — an; allein die Macht, die er besitzt, ist mehr in dem Einfluß seines milden, besänftigenden Benehmens gegründet, als in der Achtung, welche die Indianer der Würde selbst zollen.

Der Enkel des alten Führers, ein sehr alter Mann, war bei unserer Anwesenheit Oberhaupt. Unter seinen drei erwachsenen Söhnen gehörte sein Erbe, ein schöner, junger Mann von vortrefflichem Character, zu den wenigen Indianern, die, aus Furcht vor den Wirkungen der Trunkenheit, den Gebrauch geistiger Getränke völlig abgeschworen hatten. —

Der einzige bemerkbare Unterschied zwischen dem Oberhaupte und seinen Unterthanen findet sich in der Bau-

art ihrer Wohnungen. Der Sachem wohnt nämlich nicht in kegelförmigen Wigwams, sondern in einer viereckigen Hütte, mit graden Seitenwänden. — Der Lebensunterhalt ist völlig derselbe; im Sommer Fischfang, im Winter Jagd. Sie lachen über die Bemerkung, daß eine Person in gänzlicher Unthätigkeit durch die Arbeit ihrer Mitmenschen leben könne. —

In einigen Fällen sind diese Indianer vortreffliche Chirurgen, vorzüglich in der Behandlung von Schnittwunden, Geschwüren und Beulen; aber sie haben keine Idee von den Mitteln, ein Gelenk wieder einzusetzen. Ihre Geschicklichkeit in der Medicin ist ebenfalls sehr unbedeutend. Das Clima erzeugt wenige Krankheiten; daher kennen sie auch nur wenige Heilmittel. Sehr groß aber ist die Achtung und Sorgfalt der Jugend gegen das hohe und gebrechliche Alter.

Seit der Auswanderung von der Insel Cap-Breton haben die Micmacs ihren Aufenthalt innerhalb der Gränzen der St. Georgsbai häufig verändert; doch wohnten sie bereits neun Jahre an der Stelle, wo wir sie fanden. Unbeschwert durch Abgaben irgend einer Art, sind sie verhältnißmäßig thätig und betriebsam. Der Indianer wird hier zur Arbeit beseelt durch die Gewißheit, daß der Ertrag sein Eigenthum ist, und daß sein höherer Gewinn ihn nicht zu schwereren Pflichten verbindlich mache. —

Unabhängig von der Colonie der Micmac-Indianer, sind in der St. Georgsbai dreizehn Familien, von Europäern, oder doch deren an dieser Stelle geborenen Abkömmlingen. Wegen einer Glaubensverschiedenheit werden

eilf derselben Englische, die andern beiden Französische Familien genannt; jene sind Protestanten, diese Catholiken. Auf unsre Frage nach den Heirathes- und Begräbniß-Ceremonien, erfuhren wir, daß jenes kleine Crusoe-ähnliche Wesen, das uns bei unserer Ankunft begegnete, einen Erlaubnißschein von St. Johns habe, das Amt eines Priesters zu verwalten. Er war der Einzige unter ihnen, der lesen konnte, und besorgte die religiösen Ceremonien für Protestanten und Catholiken zugleich. —

Die ganze Bevölkerung der St. Georgsbai betrug nicht mehr als hundert und zwölf Weiße und etwa sieben und neunzig Indianer; im Ganzen also zwei hundert und neun Seelen, Engländer, Franzosen, Indianer, Weiber und Kinder eingerechnet.

Jeder Eigner eines Boots in Neufoundland und Labrador muß jährlich etwa drei Groschen (sixpence) bezahlen, zur Unterhaltung des Greenwich-Hospitals; — (wovon jedoch die Colonie der Micmac-Indianer in der St. Georgsbai frei ist). Aber die Schwierigkeit, diese einfache Abgabe einzutreiben, ist unbegreiflich groß. Gewöhnlich besucht ein Kriegsschiff in dieser Absicht die verschiedenen Häfen längs der Küste; und man hat Beispiele, daß eine solche Excursion nicht mehr als drei Pfund Sterling und einige Fässer gesalzenen Lachs eingebracht hat.

Der Grund davon ist der große Mangel an Münze in dieser Gegend; da fast der ganze Binnenhandel von Neufoundland durch Tausch betrieben wird; so daß die Fischer häufig genöthigt waren, selbst ihre kleine Boottaxe in den gewöhnlichen Handelsartikeln der Insel abzutragen.

Während unsers Aufenthalts in der St. Georgsbai sammelten wir die Summe von fünf Pfund, als ein Theil der dem König schuldigen Rückstände.

Dieser beispiellose Erfolg — indem wir an diesem Orte einen so bedeutenden Theil der Einkünfte auftrieben, hatte seinen Grund darin, daß für Einkäufe von Fischen, Fellen und Rindvieh durch die Officiere der Rosamunde etwas Geld in Umlauf gebracht war. —

Am 27. Juni blies den ganzen Tag ein so heftiger Wind aus Nord-Ost, daß wir uns genöthigt sahen, unser Ankertau auszulassen und uns hinter beide Anker zu legen. Da der Wind am Abend nicht nachließ, nahmen wir unsern obern Mast ab, und so lag das Schiff die Nacht über in völliger Sicherheit.

Am 1. Juli verließen wir endlich die St. Georgsbai, zum großen Bedauern ihrer friedlichen Bewohner, mit denen wir seit unsrer Ankunft auf sehr freundschaftlichem Fuße gestanden hatten. Es war nicht die Absicht unsers Capitains, für jetzt mehrere Häfen von Neufoundland zu berühren; sondern, seinen Befehlen gemäß, sogleich weiter zu segeln, um die an der Küste von Labrador angelegten Brittischen Fischereien zu bewachen und zu beschützen.

## Viertes Capitel.

Fahrt von der St. Georgs-Bai in Neufoundland, zur L'Anse-a-Loup-Bai in Labrador.

Der enge Canal, welcher die Insel Neufoundland von dem festen Lande von Nord-America trennt, heißt die Meerenge von Belle-isle. Sie ist etwa dreißig Französische Meilen *) lang, und an der schmalsten Stelle nicht über zehn Englische Meilen breit.

Denen, welche sich gern mit den ursprünglichen Gründen der jetzigen Gestaltung des Erdballs beschäftigen, kann es nicht unwahrscheinlich seyn, daß die Insel Neufoundland vor nicht gar langer Zeit noch mit der Küste von Labrador verbunden war. Sie hatte vermuthlich die Gestalt einer großen Halbinsel bis zu dem ersten Fall des mächtigen Lorenzstroms. Die schmale Landenge aber konnte vielleicht der Wuth des Stromes nicht widerstehen, und öffnete ihm nach Norden einen Canal zum Ausfluß in das Atlantische Meer.

Als Ueberbleibsel der frühern Landenge stellen sich, um die aufgestellte Hypothese zu stützen, die Inseln Belle-isle und Quirpon dar, die sich, wie ein gebrochener Rückgrad, quer über die Meerenge, zwischen dem südöstlichen Ende von Labrador, Cap Charles genannt, und dem nordöstlichen Vorgebirge von Neufoundland hin erstre-

*) Seemeilen.

ken. Noch viele Jahre nach der Anlage der Brittischen Fischereien an der Küste von Labrador hielt man die Durchfahrt durch die Meerenge von Belle-Isle für große Schiffe äußerst gefährlich. Im Jahre 1795 lief der Französische Admiral Richery, unsre Unkunde in diesem Puncte benutzend, mit einem leichten Geschwader in die Meerenge ein, wo er den Fischereien großen Schaden zufügte. Die Herren Noble, Pinson und Sohn, welche ein bedeutendes Etablissement in der L'Anse-a-Loup-Bay besaßen, zündeten mit eigner Hand ihre großen Magazine von Nahrungsmitteln und Waaren an, damit sie dem feindlichen Geschwader nicht zu Gute kämen. Durch diese patriotische Handlung hat jenes Handelshaus zwanzig tausend Pfund Sterling verloren; allein es ist für dieses uneigennützige, redliche Benehmen durch die Brittische Regierung nicht im Geringsten entschädigt worden. —

Seit diesem Unglücke liegt gewöhnlich in Kriegszeiten ein königl. Schiff in der Meerenge, um die Fischereien bis Ende des Sommers zu beschützen; dann aber bietet, bis zum Herannahen des folgenden Sommers, das Eis eine hinlängliche Sicherheit dar, indem es den Canal ganz zudämmt. —

Am 4. Juli glaubten wir dem Eingange der Meerenge nahe zu seyn; allein der Nebel war so dicht, daß wir kaum das Ende unseres Bugspriets unterscheiden konnten. — Wir verdankten hier, wie schon in einem frühern Falle, unsre Erhaltung den scharfen Ohren des Capitain Campbell, welcher, aufmerksam horchend, und seinen Kopf

so nahe als möglich an die Oberfläche des Meeres haltend, ganz schwach das Schlagen einer Brandung unterscheiden konnte, die wahrscheinlich nicht weit vom Schiffe entfernt war. —

Das Senkblei ward sogleich ausgeworfen, und stieß auf den Boden bei fünf und dreißig Faden. Keine Zeit war zu verlieren, da jetzt jedermann das Brechen der Wogen deutlich hörte; — wir ließen deßhalb das Anker fallen, um das Schwinden des Nebels zu erwarten. Endlich klärte es sich auf, und man kann sich unser Erstaunen vorstellen, als wir, innerhalb einer viertel Meile von der Rosamunde, die schwarzen Felsen der Insel Green, und die, auf den Strand geworfenen Wracks zweier großen Schiffe erblickten, welche hier kurz zuvor gescheitert waren. Nur der sorgfältigen Aufmerksamkeit unsers geschickten Befehlshabers verdanken wirs, daß an den Ufern dieser wüsten und gefährlichen Insel unser Schiff nicht ein unglückliches Trio voll machte.

Die Insel Green ist ein unbewohnter Fleck, an der Mündung einer tiefen Bucht, — die Bradore-Bai genannt. — Zwischen derselben und der Küste von Labrador ist ein Ankerplatz; aber ein heftiger Andrang der See macht die Rhede für große Schiffe gefährlich.

Die Bradore-Bai hat ihren Namen vielleicht von La-Bravor; da sie an der Südseite dieser ungeheuern Halbinsel gelegen ist, nahe dem Eingange eines großen Busens, die Esquimaux-Bai genannt. — Sie hat Wasser genug, um eine Fregatte zu tragen, ist aber zum Hafen untauglich, wegen einer unzähligen Menge klei-

nur Felsen. — Auch ist die Bradore-Bai den Westwinden sehr ausgesetzt, mithin für Schiffe von größerer Last ein sehr unsicherer Ankerplatz. In Folge der Gefahren und Unbequemlichkeiten der Schiffahrt hat diese Bucht nicht mehr als zehn beständige Bewohner, wird aber im Sommer häufig von Canadischen Fischern besucht. —

Der Mündung der großen Esquimaux-Bai gegenüber ist eine starke Strömung, welcher sehr leicht die Schiffe aus ihrer Richtung ziehen kann. Durch diesen Umstand war auch unser Schiff der Insel Green so nahe gekommen.

Die nächste Bai an der Ostseite von Labrador ist L'Anse le blanc, oder L'Anse le clair. Sie enthält etwa funfzig Einwohner, ist aber, wie die letztere, kein Hafen, um große Schiffe zu schützen. — Sie ist hier nur genannt, weil sie den größten Robbenfang in der Meerenge von Belle-isle enthält.

Gegen Abend des 5. Juli ankerten wir in Forteau-Bai an der Küste von Labrador. — Die ganze südliche, an die Meerenge von Belle-isle gränzende Küste von Labrador war ursprünglich von den Esquimaux bewohnt. Vermuthlich haben sie auch bei ihren Sommerfahrten früher die gegenüberliegenden Ufer von Neufoundland besucht. Aber ihre Abneigung gegen einen Aufenthalt in der Nähe Europäischer Colonien hat sie veranlaßt, allmählig weiter nach Norden zu ziehen. Jetzt finden wir sie bloß in den frostigen Strichen, wo, die unermüdlichen Missionäre der Mährischen Brüder ausgenommen, kein Europäer seinen Wohnsitz aufzuschlagen wagt. —

In der Sandwich-Bai an der östlichen Küste von Labrador haben sich acht bis neun Brüdersche Familien angesiedelt. — Hier haben die Anmaßungen der Fischer ein Ende gefunden, und daher finden sich die Wohnungen der Esquimaux nur in den wüsten Strecken im Norden dieser Bai. — Die Europäer haben eine Art von jährlichem Verkehr mit ihnen errichtet, indem sie Ammunition, Flinten und Kleidungsstücke, gegen Pelzwerk, Thran und Fischbein austauschen. Die Indianer bringen alle ihre Waaren in die Colonien zu Wasser, in großen offenen Böten, welche sie durch Tausch von den Fischern erhalten; und während der Zeit ihrer Handelsreisen gen Süd, ruht der ganze Stamm des Nachts unter geräumigen Zelten von Robbenfellen, die weder Wind noch Regen durchlassen. —

Die Geschicklichkeit der Esquimaux, vierfüßige Thiere, Vögel und Fische zu ihrem Unterhalte zu tödten, kann nicht durch die Kunst gebildeter Nationen übertroffen werden. Sie sind im Ganzen ehrlich, mild und gastfreundlich gegen unbewehrte Fremde; aber beide Geschlechter sind dem verderblichen Gebrauche geistiger Getränke sehr zugethan.

Die Mährischen Brüder haben sich viele Mühe gegeben, den christlichen Glauben in Labrador zu verbreiten, und das ist ihnen so gut gelungen, wie sich nur erwarten ließ; aber die Indianer hängen ihrem alten Aberglauben so an, daß sie keinen Anstand nehmen, ein geliebtes Kind auf dem Grabe seiner verstorbenen Eltern zu opfern, in der Meinung, daß unmittelbar nach der irdischen Auflösung eine selige Vereinigung jenseits erfolgt; und das thun sie,

obgleich sie wohl wissen, welch ein Verbrechen diese scheußliche Handlung ist. —

Die Esquimaux sind immer wohl versehen mit einer eigenthümlichen Gattung von Hunden, die den Wölfen so ähnlich sind, daß man sie leicht dafür halten kann. Diese Hunde sind so gefräßig und wild, daß sie nicht selten die unbewachten Kinder ihrer Herren verzehren. Sie werden von den Indianern gebraucht, ihr Gepäck im Winter über den Schnee zu ziehen; die jungen Hunde aber sind ihnen ein besonders wohlschmeckendes Nahrungsmittel. — Die Robben werden auf mannigfache Art gegessen. Aus den Eingeweiden bereiten sie ein dünnes, durchsichtiges Zeug, das vielen Regen abhält. Doch lieben sie sehr die Europäischen Kleider, und tragen, wenn sie es nur irgend erhalten können, Wollenzeug. —

Die Esquimaux bedecken ihre Hütten ganz mit Torf und Moos, bis auf ein kleines Flügelfenster von gebleichtem Robbenfell an der Spitze. Dadurch sind sie im Stande, den ganzen Winter ohne Feuer zuzubringen.

Solche Stämme wohnen in einzelnen Abtheilungen an der Küste von Labrador; aber das Innere dieser Halbinsel ist in Besitz einer Race von Indianern, die einzig und allein von der Jagd leben. Sie werden von den Europäischen Colonisten Bergbewohner oder Indianische Jäger genannt, und sind in jeder Rücksicht von den Esquimaux verschieden, träge, dumm, anmaßend, feig und abergläubisch. Ihre Gesichtszüge sollen entschieden den Character der Tartarischen haben, während die Esquimaux den Europäischen Samojeden gleichen. Die meisten dieser Indianischen

Jägerstämme in Labrador sind Catholiken, aber ihr ganzer Glaube besteht in einer dummen Erniedrigung vor den kleinen Kreuzigungsgemälden, welche die Canadischen Missionäre ihnen um die braunen Nacken gehängt haben. Ihr Haß gegen die Esquimaux, welche sie eine Art von Hunden scheiten, ist nichts weniger als christlich. Ohnerachtet der großen Meinung, die sie von sich hegen, besitzen sie nicht einmal Vorsicht genug, sich einen hinlänglichen Vorrath von Lebensmitteln auf den Winter zu sammeln und in der Erfindungsgabe stehen sie den verachteten Esquimaux offenbar nach. Sie halten sich für gute Wetterpropheten und ziehen ihre Schlußfolgen aus der Stellung des Mondes vor dem ersten Viertel. —

Zwischen diesen Bergbewohnern und den Europäern wird beständig Handel geführt. Die erstern bringen Pelzwerk in die Colonien, um es gegen Kriegsvorräthe und Kleidungsstücke auszutauschen. Die wollenen Kleider haben sie eben so gerne, als ihre Feinde, die Esquimaux; und ihre Neigung, sich in geistigen Getränken zu berauschen, ist noch heftiger. Obgleich diese jagdtreibenden Indianer sehr geschickt mit Feuergewehren umzugehen wissen, sind sie doch aus Mangel an Ammunition oft genöthigt, zu ihren ursprünglichen Waffen, den Bogen und Pfeilen zu greifen, mit welchen sie ein Rebhuhn auf sechzig Schritte im Fluge tödten. —

Ihre Canoes (Böte) sind aus Birkenrinde gemacht, und so leicht, daß sie dieselben gewöhnlich zugleich mit den Materialien zu ihren Hütten mit sich durch die Wüsten schleppen. — Die Schlitten sind ebenfalls aus Birken-

rinde verfertigt, vorne aufwärts gekrümmt und beschlagen mit Streifen von Knochen. Die Bergbewohner ziehen ihre Schlitten selbst, da ihre Hunde klein und nur zur Jagd abgerichtet sind.

Es ist eine richtige Bemerkung, daß die vielen Nationen im Innern von Nordamerica, von welchen enthusiastische Reisende erzählt haben, in der That nichts als geringe Gesellschaften sind, deren jede nur aus wenigen Indianischen Familien besteht. Doch macht Labrador insofern eine Ausnahme, als die Bergbewohner zwar auch in verschiedene Stämme getheilt sind, die sich durch besondere Dialecte von einander unterscheiden, im Ganzen aber eine von den Esquimaux durchaus verschiedene Nation ausmachen. Die letztere muß man daher füglich als eignes, für sich bestehendes Volk gelten lassen.

Die Unfruchtbarkeit des Bodens und die Schwierigkeit des Lebensunterhalts hat diese beiden Völker in Labrador natürlich sehr zerstreut. Hätte die Vorsehung sie in die Nähe der Landenge von Darien gesetzt, dann wären sie wahrscheinlich eben so gebildet geworden, als die alten Peruvianer und Mexicaner.

So viel von den eingebornen Bewohnern von Labrador. Nun zu den vorzüglichsten Niederlassungen der Europäer an der Süd-Ostküste dieses Landes.

Forteau ist eine sehr geräumige Bucht, etwa 10 Meilen *) östlich von dem obengenannten L'anse le Blanc gele-

*) Wo Meilen ohne Zusatz steht, sind immer Englische gemeint.

gen. Sie ist von Ost bis West nach Norden zu geschützt und gilt für die bedeutendste Britische Niederlassung in der Meerenge von Belle-Isle; jedoch ist sie weder ein bequemer noch ein sicherer Ankerplatz. Große Schiffe sind genöthigt, über den Rand einer an der Westseite der Bucht gelegenen Sandbank zu fahren, wo das Wasser 18 Faden tief ist.

Der Ankergrund ist sehr schlecht, und bei starkem Westwinde ist das Anker in steter Gefahr von der Bank abgezogen zu werden; in welchem Falle keine Hülfe bleiben würde, als das Ankertau zu kappen und sogleich in See zu stechen; denn die Ostseite ist so felsig, daß jedes dahin getriebene Schiff unfehlbar zerschmettert werden würde.

Diese Bai wird geschützt durch hohe Gebirge gegen Ost und West; ist aber vorzüglich der Heftigkeit des Nordwinds ausgesetzt, wenn er durch ein am Ende derselben befindliches Thal bläst. Dazu kommt noch die Schwierigkeit, Wasser — und die gänzliche Unmöglichkeit, Brennholz zu bekommen.

Zwischen den Guernsey-Abenteurern, welche die Westseite der Bucht inne haben, und den gegenüber wohnenden Englischen Familien, herrscht eine große Eifersucht. Diese bezeichnen jene als Betrüger und Schwindler; während jene diese in all ihrem Verkehr für ausgemacht hübisch ausgeben. In der That sind sie nur neidisch auf ihren ge-

genseitigen Gewinn, und die Guernsey-Leute werden, als die fleißigsten, in der Regel am meisten verläumdet.

Die Schiffe dieser wohl fortkommenden Insulaner sind leicht gebaut und auf schnelle Reisen berechnet, so daß sie, so früh als möglich im Jahre nach Neufoundland auslaufend, sich sehr schnell Ladungen von Stockfisch verschaffen. Eben so schnell das Atlantische Meer durchkreuzend, erreichen sie zuerst den Spanischen und Portugiesischen Markt, wodurch sie für ihre Fische sehr hohe Preise erhalten und sich dem Unwillen derer aussetzen, die in ihren mercantilischen Speculationen sich mehr Zeit lassen. Im Ganzen sind achtzehn Böte beständig in Forteau beschäftigt. Die Engländer wohnen den ganzen Winter über in Labrador; die Guernsey-Männer aber verlassen dieß Land im Herbst und kehren im Frühjahr dahin zurück. Zufolge einer alten Gewohnheit werden dem Führer des Schiffes, das zuerst im Jahre in Forteau anlangt, sechzig Pfund Sterling ausgezahlt, und wer diese Summe erhält, führt während des folgenden Sommers den Titel Admiral der Fischerei. Wo keine Magistratspersonen angestellt sind, ist es die Pflicht dieses Mannes, über Beleidigungen zu erkennen; auch sind mit dieser Würde einige Vorrechte verknüpft, wozu das ausschließende Recht des Lachsfangs in einem Flusse am Ende der Bai gehört. Als wir in Forteau waren, erhielt ein Guernsey-Capitän diese Belohnung; und da er die Lachsfischerei für vierzig Pfund veräußerte, verschaffte er sich ohne alle Mühe und Anstrengung eine Summe von hundert Pfund.

Als wir erfuhren, daß in einer sechs Meilen östlich von Forteau gelegenen Bucht ein viel besserer Ankerplatz sei, beschloß unser Capitän, ohne Verzug dahin zu segeln. Daher verließen wir diesen Aufenthalt am 11. Juli und erreichten die l'Anse-a-Loup, oder Wolfsbai, am Abend desselben Tages.

## Fünftes Capitel.

### L'Anse a Loup.

Es ist schon bemerkt, daß die Französischen Fischer, vor der gänzlichen Entsagung auf Neufoundland durch den Tractat von Utrecht, die nördlichen und südlichen Küsten dieser Insel besetzten.

Das an der Meerenge von Belle-isle gelegene Land nannten die Franzosen Le petit nord, *) und die meisten Häfen erhielten damals die Französischen Namen, welche großentheils bis auf den heutigen Tag beibehalten sind.

L'Anse a Loup ist die sicherste offene Bai an der ganzen Südküste von Labrador. Dem Anblick nach hat sie einige Aehnlichkeit mit Forteau, dieselben hohen Gebirge schützen sie gegen Ost und West, und ein ähnliches Thal am Ende der Bai bildet eine Oeffnung für die heftigen

*) Raynals histoire philosophique.

Nordwinde. Aber durch die mehr hervorragenden Hochlande ist der Ankerplatz hier besser geschützt, und der Platz kann als ein vortreffliches Hauptquartier für die zum Schutz der Fischereien in Labrador bestimmten Schiffe empfohlen werden. Ein großer Vortheil besteht in dieser Rücksicht in der Leichtigkeit, womit ein Schiff bei jedem Winde aus dieser Bai in See stechen kann. Auch übersieht man von hier die ganze Meerenge von Belle-isle und die gegenüberliegende Küste von Neufoundland von der Spitze Ferrolle bis Cap Norman.

Bei der Einfahrt in diese Bai muß man auf die Mitte des sand[illegible] Ufers zusteuern, bis die Tiefe des Wassers auf [illegible] 13 Faden schwindet, dann aber sogleich Anker werfen, weil der Ankergrund näher am Ufer nicht so gut ist; auch ist es rathsam, sich nicht ganz in der Mitte, sondern etwas östlich zu halten, weil dadurch die Versorgung mit Holz und Wasser sehr erleichtert wird.

Eine kleine Bucht, Bear Cove genannt, am südwestlichen Ende der Bai, enthält die großen Cabeljau- und Robbenfischereien des Herrn Pinson, Kaufmanns von Dortmouth, der obersten Magistratsperson und des angesehensten Mannes an der ganzen Küste von Labrador.

Nordwestlich vom Ankerplatz erhält man vortreffliches frisches Wasser aus einem schönen Strom, der sich in die See ergießt. Auch Brennholz ist in Ueberfluß an den Ufern des Flusses, von wo auch die Einwohner von L'Anse a Loup ihre Vorräthe von Feuerung für den Winter holen.

Am dritten Tage nach unserer Ankunft an diesem Orte war einer unserer Matrosen beim Fällen des zum Schiffsgebrauch erforderlichen Bauholzes so unvorsichtig, den Wald in Brand zu stecken, in der Hoffnung, sich und seine Gefährten durch den Rauch von den Musquitos zu befreien, welche sie bis zum Tollwerden plagten (bei den Lappländern ein gewöhnliches Mittel). Die Absicht ward vollkommen erreicht; allein während sie sich über ihre Erlösung freuten, war plötzlich die ganze Gegend in Feuer gehüllt. Ein starker Wind trieb die Flammen mit Blitzesschnelle von Baum zu Baum, und wenn der Fluß nicht dem Brande Einhalt gethan hätte, so wäre der ganze Wald unvermeidlich in Asche verwandelt worden. Alle Bäume an der Westseite des Stromes wurden verzehrt. Capitän Campbell befahl sogleich, durchaus unter keinem Vorwande ein Feuer am Ufer wieder anzuzünden.

Daß ein so großer Brand die Rennthiere verscheucht, ist gewiß. Stephanus Parmenus, ein zu Ofen geborener, gelehrter Ungar, der Humphrey Gilbert auf seiner Reise begleitete, behauptet, daß auch die Fische einem solchen Platze oft in sieben Jahren nicht wieder nahe kommen, weil das Wasser, durch das in die Flüsse laufende Terpentin und Harz, bitter werde *). Sehr glaubwürdige Personen haben diese Behauptung bestätiget.

Die Meerenge von Belle-isle ist, der Bai von L'Anse a Loup gegenüber, nicht über zehn Meilen breit. Wir

*) S. Sr. Humphrey Gilberts voyage to Newfoundland. In Harris's Collection of voyages et travels. 1705.

richteten deßhalb einen Signal-Posten auf dem südwestlichen Vorgebirge, und beauftragten eine aufmerksame Person, uns zeitig zu benachrichtigen, wenn ein verdächtiges Schiff sich in der Meerenge sehen lassen sollte. Auch stellten wir in der Nähe dieses Platzes einige kleine Kanonen auf, so daß wir im Stande waren, uns in Zukunft von der Lage unsers Schiffs zu überzeugen, wenn es wieder in dicke Nebel gehüllt werden sollte. Die kalte und dicke Luft von Labrador zog mir eine schwere Krankheit zu; allein Hr. Pinson, ein dort ansässiger Kaufmann, nahm mich als Gast auf und pflegte mich mit großer Sorgfalt. Ihm verdanke ich auch viele belehrende Bemerkungen über die Fischereien ꝛc.

Während meines Aufenthalts daselbst, segelte Capitän Campbell östlich gegen die Red-Bai, um in den meisten Häfen von Labrador die Boot-Steuer einzusammeln, bevor er die Küste gänzlich verließ.

Meine Bemerkungen über den Fang und die Bereitung des Cabeljau in Neufoundland hier mitzutheilen, finde ich mich um so mehr bewogen, da die Darstellungen derselben in andern Beschreibungen wenig Glaubwürdiges enthalten; doch gelten diese Bemerkungen ausschließlich den Britischen Fischereien, weil im Jahre 1813 die Kriege in Europa allen übrigen Nationen die Theilnahme an denselben unmöglich machte.

Viele Jahre hindurch war die Cabeljaufischerei auf die großen, Neufoundland gegenüberliegenden Sandbänke im Atlantischen Meere beschränkt. In den spätern Jahren

aber hat man entdeckt, daß diese Fische sich an den Küsten der Insel selbst in eben so großem Ueberflusse finden. In dieser Zeit hatte der Krieg mit America die Bankfischereien fast gänzlich aufgehoben, weßhalb der Verfasser keine Gelegenheit hatte, sie nach persönlichen Beobachtungen zu beschreiben. Er hat deßhalb einen kurzen Auszug aus einem berühmten Werke *) über diesen Gegenstand abdrucken lassen, und fügt nur hinzu, daß es jetzt Gewohnheit ist, die Cabeljau ans Land zu bringen und an der Sonne zu trocknen, nachdem sie auf die hierbeschriebene Weise gesalzen sind.

„Vor dem Anfange der Fischerei bauen sie eine Gallerie an der Außenseite des Schiffes, welche zuweilen die ganze Länge des Schiffes einnimmt. Diese Gallerie ist mit Tonnen besetzt, an welchen der Boden ausgeschlagen ist. In diese setzen sich die Fischer, und werden durch ein an die Tonnen befestigtes, mit Pech bestrichenes Verdeck vor dem Wetter geschützt. Sobald sie einen Cabeljau gefangen haben, schneiden sie die Zunge aus und geben den Fisch einem Jungen, ihn zu einer dazu bestimmten Person zu tragen, welche sogleich den Kopf abschlägt, Leber und Eingeweide herausnimmt, und ihn dann durch eine kleine Fallthüre unter das Deck fallen läßt; ein andrer Mann nimmt dann die Gräten bis zum Nabel heraus, und läßt ihn durch eine zweite Oeffnung in den Behälter fallen, wo er gesalzen und in Haufen gelegt wird. Die Einsal-

*) Raynals histoire philosophique.

zer streuen eine hinlängliche Menge Salz zwischen jede Reihe von Fischen, damit sie sich nicht berühren, wodurch sie verderben würden."

An einer andern Stelle sagt derselbe Verfasser:

„Die Cabeljau, welche [illegible] sind, werden green-cod (grüne Cabeljau) genannt, und auf der großen Bank gefangen *).

Die Art und Weise, die Cabeljau bei der Küstenfischerei zu fangen und zu bereiten, ist in ganz Neufoundland und Labrador dieselbe.

Jede Fischerei hat eine Menge mit Mast und Segel versehener und mit vier Leuten besetzter Böte. Mit Anbruch des Tages begeben sich diese Böte an den Theil der Küste, wo die Cabeljau am häufigsten sind; denn sie bewegen sich in großen Zügen und verändern oft ihren Aufenthalt nach dem Wechsel des Windes. Nachdem der Aufenthalt ausgemittelt ist, werden die Böte vor Anker gelegt und die Leute werfen ihre Seile aus. Jeder Mann hat zwei Seile zu beobachten, und an jedem Seil sind zwei Angelhaken, geködert mit Capelin **) oder Heering. Die Leute stehen auf einem ebenen Fußboden, und sind von einander getrennt durch eine Art Rahmen (Behälter), wie Zahltische in den Kaufmannsläden, quer über die Mitte des Boots angebracht. Auf diese Rahmen le-

*) Seit dem Frieden in Europa ist die Bankfischerei wieder in Aufnahme gekommen.

**) Weiter unten folgt eine Bemerkung über diese Fische. A. d. Ü.

gen sie die gefangenen Fische und schlagen sie mit einem Stück Holz auf den Kopf. Dieser Schlag betäubt den Fisch und bewirkt, daß er seine Kinnbacken weit von einander sperrt, so daß man den Haken leicht herausnehmen kann; dann wird der Fisch in den Behälter gelegt und das Seil wieder ausgeworfen. Der Fischer dreht sich dann schnell herum, um das gegenüber hängende Seil aufzuziehen. Das geht so lange fort, bis das Boot gefüllt ist, und dann an einer oben beschriebenen Art von Fischgerüsten ausgeladen wird. (S. Cap. II.)

Dieß Ausladen geschieht vermittelst einer Pike, die aber in den Kopf gesteckt werden muß, damit der Fisch nicht durch Wunden verdorben werde. Nach dem Ausladen holen die Fischer frischen Köder und beginnen ihr Geschäft auf dem Wasser von Neuem. In ein oder zwei Stunden kommen sie gewöhnlich mit einer neuen Ladung zurück.

Die Bereitung geschieht auf folgende Art:

In jedem Salzhause sind mehrere Tische, umstellt mit hölzernen Stühlen und ledernen Schurzfellen für diejenigen, welche die Fische tödten, (cut throats,) den obern Theil bereiten (headers) und sie spalten (splitters). Ein Junge trägt die Fische von dem Gerüste auf den Tisch, wo der erste, der cut throat, die Eingeweide aufschneidet und den Kopf fast vom Rumpfe trennt. Der zweite, der header, nimmt den Kopf ab und die Eingeweide heraus. Von diesen trennt er die Leber, zuweilen auch die Schwimmblase. Jene wird in ein Gefäß gethan, wo sie zu

Thran gesotten wird; die Schwimmblasen aber werden gesalzen. Kopf und Eingeweide werden durch ein Rohr in die See geworfen. Sodann wird der Fisch dem dritten, dem splitter, gegeben, welcher die Rückengräten bis zum Nabel herausschneidet, was in einem Augenblick geschieht. Von da werden die Fische in Handbahren zum Einsalzer getragen, welcher sie in Schichten übereinander legt, mit einer hinlänglichen Menge Salz zwischen jeder Lage. So liegen die Fische mehrere Tage; dann werden sie in einen hölzernen durchlöcherten Behälter getragen, der von dem Gerüste herab in die See hängt. Der Waschet steht bis an die Knie in diesem Behälter, und reibt mit einem sanften Besen das Salz von den Fischen ab. Diese werden darauf an einen passenden Ort gebracht und zum Trocknen angehäuft. Der so geformte Haufen wird ein Wasserpferd genannt. Tags darauf werden die Fische auf die Fischplatten (fish-flakes) getragen und auf denselben ausgebreitet, um an der Sonne völlig zu trocknen, weßhalb sie am Tage beständig umgewandt, Nachts aber in kleine Haufen gelegt werden, welche man flackets nennt. Die obern Fische werden immer mit dem Bauch nach unten gelegt, so daß ihre Rückenhaut als Dach dient, um die untern Fische trocken zu halten.

Diese Flackets werden nach und nach immer größer gemacht, bis sie zuletzt zu großen zirkelförmigen Schobern werden. In diesen bleiben die Fische einige Tage liegen, um, wie die Fischer sagen, zu schwitzen. Damit ist die Bereitung vollendet und die Fische werden nachher in Waarenhäusern aufgehäuft, wo sie zur Ausfuhr fertig liegen.

Dieses ganze Geschäft wird mit unglaublicher Geschwindigkeit vollbracht.

Der Spitter bekömmt den höchsten Lohn und ist dem Range nach der Nächste nach dem Meister der Fischerei; aber der Salzer, von dessen Geschicklichkeit die Haltbarkeit des Stockfisches vorzüglich abhängt, ist gleichfalls eine Person von großer Bedeutung.

Es giebt in Neufoundland drei verschiedene Sorten von bereiteten Stockfischen; sie heißen:

Handelsfähige (merchantable) Fische; von erster Größe und bester Farbe; überhaupt die beste Sorte.

Madeira-Fische; fast eben so preiswürdig, als jene; insbesondre für den Spanischen und Portugiesischen Markt bestimmt.

Westindische Fische; der Auswurf vom Ganzen. Diese letztere Sorte wird beständig zum Verkauf versandt, um die Neger auf den Inseln zu nähren.

In den Haupthäfen von Neufoundland und Labrador sind geschworne Schiedsmänner, um zwischen Käufer und Verkäufer zu entscheiden, die verschiedenen Qualitäten der Fische genau zu bestimmen und die Preise für eine jede Sorte zu reguliren.

Es ist schon bemerkt worden, daß die Cabeljau mit Capelin oder Heringen geködert werden. Diese sind in Europa wohl bekannt; jene aber scheinen eine, den Küsten von Neufoundland und Labrador eigenthümliche Fischart, und daselbst in gleichem Ueberfluß, wie die Cabeljau vorhanden, aber, sonderbar genug, durch die ausgezeichnetsten

Naturforscher ganz übersehen zu seyn. Es sind kleine, sehr wohlschmeckende Fische, ähnlich dem Stint. Sie besuchen diese Küsten in den Monaten August und September, ohne Zweifel, um an den sandigen Ufern ihren Rogen abzuwerfen. Sie kommen dann in so großen und zahlreichen Zügen, daß sie meilenweit die Oberfläche des Meers verdunkeln. Der männliche Capelin ist etwas größer als der weibliche, und mit einer Art von Rückenerhöhung versehen, die an jeder Seite der Rückengräte hervorragt, ähnlich den Dachtraufen eines Hauses, und welche dem weiblichen Capelin fehlen. Wenn der letztere sich dem Ufer nähert, um seinen Rogen abzulegen, ist er von zwei männlichen Fischen begleitet, welche den weiblichen mit den erwähnten Rückenerhöhungen so bedecken, daß nur der Kopf sichtbar bleibt. So schwimmen sie alle drei mit großer Geschwindigkeit auf den Sand, wo die Männchen den Leib des Weibchens, zwischen den eignen Leibern so zusammendrücken, daß sie dadurch den Rogen aus einer, nahe dem Schwanze befindlichen Oeffnung heraustreiben. Nach dieser Entbindung trennen sich die drei Fische, und mit ihrer ganzen Kraft durch die seichte Brandung des Ufers rudernd, gelingt es ihnen gewöhnlich, die Tiefe wieder zu gewinnen. Häufig aber ist ihnen dieß unmöglich, und daher sind die Ufer von Labrador oft mit todten Capelin bedeckt. Sie sind in solcher Menge vorhanden und so wenig furchtsam, daß man leicht 2 bis 3 zugleich mit der Hand greifen kann. Durch einen geringen Druck mit den Fingern kann man alsdann die Weibchen von ihrem Rogen

befreien. Der Capelin wird oft von den Fischern gesalzen und getrocknet, und dann in Butter gebraten.

Wenige Tage nach der Abfahrt der Rosamunde aus der L'Anse a Loup-Bai, ging ich mit meinem Fischergeräth ganz allein zu einem Forellenfluß im nordöstlichen Theile der Bucht. Ueber zwei Drittheile des Weges hatte ich schon zurückgelegt, als ich hinter mir, an dem Ufer, wo ich eben gegangen war, eine ungeheure Bärin mit zwei Jungen gewahr ward. Die Lage war nicht die angenehmste. Vorwärts konnte ich nicht des Flusses wegen, den Rückweg besetzte der Bär, und, fast zwei Meilen von der Fischerei entfernt, war ich überdieß unbewaffnet und wegen eines heftigen Schmerzes in der Lende fast außer Stande, mich zu bewegen. Mir blieb nichts anders übrig, als an dem Flusse zu verweilen, bis der Bär sich entfernen wollte. Ich setzte also meinen Fischfang fort. Endlich entfernte sich der Bär mit seinen Jungen in die Wälder, und ich hinkte zur Fischerei zurück, mit dem Vorsatz, nie wieder allein oder unbewaffnet einen solchen Gang zu wagen.

Labrador bietet sehr mannichfaltige und zum Theil majestätische Ansichten dar. Nahe der See werfen hohe Felsen ihre finstern Schatten auf die Oberfläche des Wassers. Tiefer im Lande wechseln Gebirge und Ebnen, Waldungen und Wasser, nackte Felsen und die schönsten Moose von allen Farben.

Bald erzeugt eine sumpfige Marsch die üppigsten Grasarten, bald ist trocknes Moos untermischt mit unzähligen

Büschen wilder Johannisbeeren, Stachelbeeren, Himbeeren, rother Heidelbeeren (Cranberry), Erdbeeren (Partridgeberry) oder was die Fischer „gebackne Apfelbeeren" nennen. Diese letzte Frucht findet sich in Labrador im Ueberfluß, und hat viele Aehnlichkeit mit den gelben Himbeeren; es ist vermuthlich nach Linné: Rubus Chamaemorus, in England cloud-berry genannt. In den südlichen Theilen des Landes wächst eine Art wilder Spinat in Menge, und Kohl und Rüben gedeihen gut.

Rücksichtlich der Geologie und Mineralogie ist Labrador etwas besser bekannt als Neufoundland. Die Engländer haben diesen Zweig völlig vernachlässigt; was darin in Bezug auf Neufoundland geschehen ist, verdanken wir den Franzosen. Das wichtigste mineralische Erzeugniß in Neufoundland und Cap Breton sind Steinkohlen, die, wie Raynal und William versichern, sich daselbst in großer Menge finden und zu Tage liegen.

Labrador ist sehr reich an Vögeln, besonders an wilden Gänsen, Enten, Moorhühnern, Kibitzen, Rebhühnern, Yellow-legs, Falken, Adlern, Hehern, einer großen Anzahl kleinerer Vögel, und vielen Arten von Eulen. Letztere finden reiche Nahrung an den Tausenden von Mäusen, die unter dem verfaulten Moos umherschwärmen (vermuthlich eine Art Lemmus). Eine Art Bruchvögel erscheint hier im August in Zügen von mehreren Tausenden, und verschwindet wieder mit dem Ende des Septembers; sie sind sehr fett und wohlschmeckend. An Farbe, Größe und Geschrei gleichen sie den Kibitzen; aber ihr

Schnabel ist viel länger, als der einer Schnepfe, obgleich sie nur von Beeren leben.

Dieß Land ist ferner sehr reich an wilden Thieren, als Bären, Wölfen, Füchsen, Hasen, Mardern, Hirschen, Lüxen, Eichhörnchen und Stachelschweinen. Die letztern sind sehr zahlreich in den Wäldern, und ihr Fleisch wird von den Fischern für einen großen Leckerbissen gehalten. Wölfe und Füchse sieht man selten, ausgenommen im Winter, wenn der Hunger sie zwingt, ihre Nahrung selbst von den Thüren der Niederlassungen zu suchen. Sie werden dann häufig in, mit Fleisch oder Fisch belegten, unter dem Schnee verborgenen Fallen gefangen. Die List der Füchse ist hier sehr auffallend; nicht selten schnellen sie die Feder ab, indem sie einen großen Stein in die Falle werfen, und verzehren dann ungefährdet die Lockspeise. Während meines Aufenthalts in L'Anse a Loup that ein großer Wolf den Hühnerhöfen vielen Schaden. Nach geraumer Zeit erst gelang es einem jungen Mann, ihn zu erschießen.

Der Neufoundländische Hund ist, wegen seiner Zuneigung zum Wasser, in England sehr bekannt; aber die eigentliche Race ist selten geworden und wird nur noch an den Küsten von Labrador gefunden. Die meisten Fischereien sind reichlich mit diesen Hunden versehen, welche wegen des Einfahrens der Wintervorräthe, von großem Nutzen werden. Auch in Neufoundland, wo sie gewöhnlich paarweise zusammengejocht sind, werden sie zu demselben Zwecke gebraucht. Ihre Unempfindlichkeit gegen die Kälte ist so groß, daß sie bei 40 Grad unter Null, nach Fahrenheit,

eine ganze Stunde im Wasser zubauern können. Die Fischer füttern ihre Hunde mit gesalzenen Schollen, oder was sich sonst findet; denn diese gefräßigen Thiere verschlingen fast Alles. Sie sind so gelehrig, daß sie auf den Befehl ihres Herrn von der höchsten Klippe ins Wasser springen. Gegen Menschen sind sie so gutmüthig und sanft, daß man die Race mit Englischen Doggen gemischt hat, um sie etwas wilder und wachsamer gegen Fremde zu machen.

Die Europäischen Colonisten in Labrador bedienen sich dieser Hunde zu ihren Reisen. Ihre Schlitten sind zwölf Fuß lang, mit Wallfischknochen beschlagen und mit Eisbärenfellen bedeckt. Diese werden von zehn bis zwölf, in einem aus Riemen von Robbenfell gemachten Geschirr zwei und zwei nebeneinander gespannten Hunden gezogen. Zwei vorzüglich gut eingefahrene Hunde werden als Leiter vorangespannt. Zügel sind unnöthig; denn die Thiere folgen von selbst einer durch den Schnee gebahnten Spur, und lassen sich durch eine lange Peitsche leicht lenken. Die Schnelligkeit des Reisens ist verschieden nach dem Zustande des Schnees, doch legt man selten über zehn und nie unter sechs Meilen in einer Stunde zurück.

Bei einer Fahrt mit Herrn Pinson zu dem Forellenfluß, wo wir die Lachsnetze untersuchen wollten, fing ich, so unglaublich dieß auch scheint, binnen zwei Stunden zwölf Dutzend Forellen; doch wurden wir bei dieser Gelegenheit von den Musquitos ganz entsetzlich geplagt. Whitbourne spricht von diesem Uebel sehr oberflächlich und un-

wahr; es ist wirklich während der heißen Sommermonde eine beständige Qual.

## Sechstes Capitel.

Fahrt von L'Anse a Loup zum Hafen Flanders.

Nach vierzehn Tagen kehrte die Rosamunde nach L'Anse a Loup zurück; da aber der Capitain eine kurze Kreuzfahrt auf den Meerbusen des St. Lorenz beabsichtigte, so ließ er kein Anker werfen, sondern mich auf einem Boote an Bord holen, und segelte dann sogleich westwärts.

In den ersten acht Tagen ereignete sich nichts Bemerkenswerthes, bis wir auf die Westküste von Neufoundland zusteuerten. Des Morgens erblickten wir die blow-me-down Berge (Schlag mich nieder), ein sehr hoher Gebirgsrücken in der Nähe der Sieben-Inseln. Am folgenden Tage versuchten wir, uns der Bai Bonne zu nähern; sahen uns aber plötzlich wegen eines heftigen Landwindes genöthigt, unsere Segel bis auf zwei einzuziehen.

Die Bonne-Bai ist von Felsen umgeben, welche sich bis zu einer gewaltigen Höhe von der See senkrecht erheben; und diese Felsen sind hin und wieder, wie durch eine heftige Erschütterung, bis auf den Grund gespalten. Der Wind fährt so heftig durch diese Klüfte, daß es schwierig und gefährlich ist, sich der Bai zu nähern.

Wir mußten, um den Windstößen zu entgehen, gegen Abend die See suchen; und da es am Morgen windstill

war, begnügten wir uns, ein Boot in die Sonne-Bai zu schicken.

Diese Bai ist überhaupt kein sicherer Ankerplatz für Schiffe von mehr als 50 bis 60 Tonnen Last, da das Wasser in der Nähe des Ufers 22 und, weiter hinein, bis 60 Faden tief ist. Die Fischereien sind hier nicht sehr bedeutend, und die Zahl der Einwohner beträgt etwa 30. — Diese Angaben gelten immer nur für den Sommer. Den Winter bringen die meisten Fischer in St. Johns, Gernsey, Jersey oder England zu. Gegen Abend kehrte das Boot zurück, mit der angenehmen Nachricht, daß seit unserer Abreise eine Englische Fregatte in L'Anse a Loup angekommen sei. Wir setzten alle Segel bei und erreichten in zwei Tagen unsern alten Aufenthaltsort, wo wir des Königs Schiff, Hyperion, unter Capitän Cumby, vor Anker fanden.

In unserer Hoffnung, daß dieses Schiff uns auf diesem unangenehmen Posten ablösen solle, sahen wir uns getäuscht; es brachte nur Zufuhr an Provision und einen Befehl, daß die Rosamunde bis Ende October an den Küsten von Labrador verweilen solle.

Der Hyperion verweilte zwei Tage in L'Anse a Loup, wodurch ich Gelegenheit erhielt, eine von dem Chirurgen dieses Schiffes mit vieler Sorgfalt angelegte Sammlung von beinahe zweihundert verschiedenen Arten von Moosen aus Labrador zu untersuchen. Eine vollständige Beschreibung dieser Sammlung wäre für die Naturgeschichte des Nordens sehr zu wünschen.

Einige Tage nach der Abfahrt des Hyperion segelten wir auf Belle-Isle zu. Obgleich in der Mitte des Sommers, waren dennoch die Eisberge in dieser Meerenge sehr zahlreich, und boten durch ihre schönen und auffallenden Formen manchen interessanten Anblick dar. Einige von diesen Eismassen standen bei 40 Faden Tiefe auf dem Grunde. Die Bemerkung, daß ein Drittheil der schwimmenden Eismasse über dem Wasser hervorrage, ist nicht allgemein gültig. Unsere Versuche ergaben, daß bald die Hälfte, bald nur ein Fünftheil über der Oberfläche hervorragte, je nachdem das Eis mehr oder weniger porös war. Jedoch kann man in der Regel annehmen, daß die Hälfte über dem Wasser hervorragt. Jene Massen, die bei 40 Faden auf dem Grunde standen, wären demnach von der Oberfläche des Wassers an 240 Fuß hoch gewesen.

Es ist vielleicht kein Gegenstand den Seemännern weniger bekannt, als die Führung eines Schiffes in eisigen Meeren; auch ist dieses Geschäft von jeder andern Erfahrung des Seemanns durchaus verschieden. Um sich einen Begriff von der Wirkung zu machen, die das Umwälzen eines Eisbergs hervorbringt, braucht man sich nur vorzustellen, welche Erscheinung der Sturz eines großen Felsens in den Ocean erzeugen würde. Doch ist das Rollen dieser hohen Eisberge weniger gefährlich für den Seemann, als das Auffahren des Schiffes auf niedriges Treibeis, wie schon wiederholt in diesem Werke bemerkt ist. Eine, mit dichtgedrängten Eisschollen, so weit das Auge reicht, bedeckte See, ist für die, mit solchen Lagen unbekannten Menschen ein furchtbares und scheinbar unüberwindliches

Hinderniß. — Der unsterbliche Cook, dessen Geschicklichkeit als Seemann nie übertroffen werden kann, war dennoch mit dieser besondern Taktik ganz unbekannt; was auch keineswegs befremdend ist, da theoretische Lehren hier keineswegs nicht hinreichen, vielmehr lange practische Kenntniß durchaus erforderlich ist. Cooks Mißlingen in dem Hauptzwecke seiner Reise, kann seiner völligen Unerfahrenheit in dieser Rücksicht zugeschrieben werden. Als er zuerst versuchte, das gefrorene Meer um den Norden von America herum, im Jahre 1778, zu durchdringen, fand er eine gewaltige Anhäufung von Treibeis, welches die Fahrt um das Eiscap herum, völlig hemmte. Ein in der Eisschiffahrt besser erfahrener Befehlshaber würde sein Schiff mitten in diese dichte Masse hinein geschoben und sich bemüht haben, trotz aller Hindernisse einen Weg hindurch zu bahnen; aber um dieß zu bewerkstelligen, wäre es nöthig, zur Sicherheit des Schiffes, daß dieses von einem geschickten Eispiloten geführt würde. Statt dessen bemühte sich Cook lange vergebens, das Eis zu umschiffen, und ward am Ende sogar schwankend in seinem Plane, indem er bald um America, bald um Asien herumsegeln wollte.

Cook starb, und sein Nachfolger Clerke war zu einer solchen Unternehmung nicht besser geeignet. Wenn daher diesen Seefahrern nicht gelang, eine nordwestliche oder nordöstliche Durchfahrt zwischen dem Atlantischen und Stillen-Meere zu finden, sollte nicht dieses Mißlingen mehr in der Unerfahrenheit der Befehlshaber, als in der Unmöglichkeit des Unternehmens selbst liegen?

Zwei Tage nach unserer Abreise von L'Anse a Loup erblickten wir Belle-isle, eine hohe, unfruchtbare Insel in der Mitte zwischen Neufundland und Labrador. Mehrere ungeheure Eisberge waren unter ihren schroffen Felsen auf den Grund getrieben und bildeten einen auffallenden Contrast mit den schwarzen Klippen hinter denselben. Die Meereswogen brachen sich in gewaltigem Schaum gegen die Felsen, und die Natur schien ungewöhnliche Kraft aufzubieten, um diesen Ort vor der Entweihung menschlicher Fußtapfen zu bewahren. Weder Europäer noch Indianer haben je versucht, sich an diesem wüsten Flecke anzusiedeln. Da wir keine Veranlassung hatten, die Küsten zu besuchen, wandten wir unser Schiff gegen Nord. Nachmittags erreichten wir Cap Charles, das südöstliche Ende der Halbinsel Labrador. Cap Charles liegt unter 54° 13′ nördlicher Breite und 55° 30′ westlicher Länge von Greenwich, und ist, als der östlichste Punct von Nord-America, von wo mithin die Breite dieses großen Landes bestimmt werden muß, ein wichtiges Vorgebirge. Eine Reihe kleiner Inseln erstreckt sich von hier gegen Belle-isle, und diese werden oft für das Cap selbst gehalten. Sie bilden den Schutz einer kleinen Fischerniederlassung, Cap Charleshafen genannt, wohin wir ein Boot mit einem Officiere sandten, um die erwähnte Bootsteuer einzufordern.

Während wir stille lagen, die Rückkehr des Boots erwartend, segelte ein Schooner längs der Ostseite von Labrador. Wir erfuhren bei der Untersuchung, daß dieses Schiff Herrn Pinson in L'Anse a Loup gehöre und von

der Sandwichbai zurückkehre, wo derselbe eine Fischerei besitzt, die jährlich 200 Tiercen (66⅔ Pipen) Lachs liefert. Diese Fische werden ohne große Schwierigkeit in quer über den Fluß gespannten Netzen gefangen, dann gespalten oder längs dem Rücken aufgeschnitten und in Fässern gesalzen, in welchen sie unter einem, mit schweren Steinen belegten Deckel, der sie unter dem Salzwasser hält, vierzehn Tage liegen bleiben. Nach Ablauf dieser Zeit werden sie nochmals in Tiercen gesalzen, deren jede 200 Pfund Fisch enthält. Die Häfen des Mittelländischen Meeres sind der bedeutendste Markt für diese gesalzenen Lachse, und der Durchschnittspreis ist 60 bis 70 Schilling Sterling die Tierce. Vor einigen Jahren, als die Fischereien ungewöhnlich gedrückt waren, mußten für alle gesalzene oder eingemachte Lachse und für getrocknete Stockfisch, bei der Einfuhr in einen Brittischen Hafen drei Schilling vom Centner bezahlt werden; doch ist diese Verordnung später durch das Parlament aufgehoben.

Als unser Boot zurückkehrte, hoben wir dasselbe an Bord und segelten wieder rückwärts nach Chateau-Bai und Pittshafen, wo wir am andern Morgen mit Tagesanbruch eintrafen. Cap Chateau, an der Einfahrt einer Bucht gleichen Namens, ist so benannt wegen der Aehnlichkeit mit einer alten Burg, deren Thürme, Bogen, Oeffnungen und Räume sehr schön durch eine Reihe von Basaltsäulen dargestellt werden. Dieses Vorgebirge ist ohne Zweifel einer der schönsten Gegenstände für den Pinsel eines Künstlers.

Außer diesem Basalt sind die Küsten von Labrador sehr reich an dürren, durchsichtigen, glänzenden Platten

von talkähnlicher Substanz, vermuthlich Fragmente von Glimmer. Der Verfasser sammelte einige Arten davon und nahm sie mit nach England.

Der berühmte Labrador-Feldspaat ist jetzt unter den Mineralogisten wohl bekannt; es ist daher nur nöthig, zu bemerken, daß dieser Stein nicht in der Nähe der Europäischen Niederlassungen im südlichen Theile der Halbinsel, sondern meistens nördlich von der Sandwichbai gefunden wird.

Pittshafen ist ein tiefer, von sehr hohen Gebirgen umgebener Busen, welcher deßhalb heftigen Windstößen ausgesetzt ist. Ein einzelner Felsen in der Mitte des Hafens ist die einzige Gefahr beim Einlaufen in denselben.

In Henley-Hafen, nahe der Chateaubai, sind im Sommer einige kleine Niederlassungen für den Stockfischfang. Im Winter kehren die Europäer nach St. Johns zurück.

Nach Einsammlung der Steuer segelten wir von hier nach L'Anse a Loup zurück. Während der Nacht wurden wir häufig durch Eisberge beunruhigt, und gegen Morgen, in der Meinung, daß wir dem bestimmten Hafen nahe wären, legten wir bei, um den Anbruch des Tages zu erwarten. Dieß hätte beinahe den Untergang der Rosamunde veranlaßt; denn bei der ersten Dämmerung gewahrten wir die Felsen der westlichen Spitze von Forteau in sehr geringer Entfernung vor uns. Wir wandten augenblicklich um und ankerten Vormittags in Forteaubai.

Wir untersuchten in einem Boote die Strömung, und fanden zu unsrer Verwunderung, daß er an einem Orte

in einer Stunde drei Meilen westlich und an einem andern zwei Meilen östlich lief. Die Ungewißheit und Schnelligkeit der Strömungen in der Meerenge von Belle-isle machen diesen Canal in der That sehr unsicher für nächtliche Schiffahrt, und von der Zeit an hielten wirs für gut, jeden Abend Anker zu werfen. In der ganzen Meerenge ist ein guter Ankergrund bei 30 bis 40 Faden Wasser.

Während wir in Forteau beschäftigt waren, unsern Wasser-Vorrath zu erneuen, erschien ein Kriegsschiff in der Meerenge, östlich dem Atlantischen Meere zusegelnd. Unser Capitän vermuthete, es sei eine Americanische Kriegs-Sloop, ließ sogleich die Anker lichten und alle Segel zur Verfolgung beisetzen. Wir legten zehn Meilen in einer Stunde zurück und waren in sechs Stunden nahe genug, um zu unterscheiden, daß der vermeinte Americaner kein Kriegsschiff, sondern vermuthlich ein schwerbeladenes nach Schottland bestimmtes Holzschiff von Quebek sei. Gegen Abend waren wir nahe bei Belle-isle, und da der Wind sich wandte, gaben wir unsre Verfolgung auf, wandten uns westlich und segelten eben so schnell zurück. Am andern Morgen ankerten wir in L'Anse a Loup, und die Fischer dieses Ortes waren nicht wenig erstaunt, daß wir einen Weg von achtzig Meilen östlich, und wieder zurück zum selben Orte binnen siebenzehn Stunden gemacht hatten.

Nach einem kurzen Aufenthalte in unserm alten Quartier, verließen wir dasselbe wieder und segelten nach Port-Saunders, einem schönen Hafen, der einen Arm der Ingornachoix-Bai an der Nordwestküste von Neufoundland bildet.

## Siebentes Capitel.

### Port-Saunders.

Den genauen Beobachtungen des unsterblichen Weltumseglers Cook gemäß, liegt der Eingang zur großen Bai von Ingornachoix unter 50° 38′ nördlicher Breite und 57° 20′ westlicher Länge. Obgleich völlig unbewohnt ist dieß dennoch einer der schönsten Hafen in der Welt. Der Eingang ist eng, aber ohne alle Gefahr. Innerhalb dieses Canals trennt sich der Hafen in zwei Arme, von denen der linke, Port-Saunders genannt, wegen seiner größern Wassertiefe, zur Aufnahme großer Schiffe am geeignetesten ist; doch ist es rathsam, ziemlich nach vorne Anker zu legen, da in der Mitte des Hafens ein einzelner Felsen liegt. Neunzig bis hundert Schiffe könnten hier vor jedem Winde gesichert liegen. Die Fluth steigt hier etwa zehn Fuß, und beim Vollmond ist genau um 1 Uhr Hochwasser. Der Ankerplatz ist von hohen Hügeln eingeschlossen, die in Ueberfluß mit vortrefflichem Brennholz bedeckt sind, von vielen klaren Strömen frischen Wassers durchflossen. Wilde Enten und Gänse finden sich in großer Menge in den Marschen und Teichen des Innern, und die Marschen an der Seeseite erzeugen eine unerschöpfliche Menge sehr schmackhafter Beeren. Außerdem sind die Ufer mit gewöhnlichen und Tellermuscheln, so wie auch mit Hummern bedeckt. Die letztern liegen in Löchern unter dem Unkraut so zahlreich, daß man bei der Ebbe Hunderte herausnehmen kann.

Merkwürdig und befremdend ist es, daß der Cabeljau, der an allen andern Küsten von Neufoundland zu Tausenden gefunden wird, nie diese Nordwestküste besucht. Aus diesem Grunde ist die Ingornachoixbai nie von Europäern bewohnt gewesen, ausgenommen, wenn dann und wann einige Herumtreiber hinkommen, um Lachse oder Rennthiere zu fangen. Unsere Officiere gingen mehrmals auf die Jagd durch vor Alter faulende Wälder, wo das Schweigen der Natur nur durch das Echo ihrer eigenen Fußtritte unterbrochen ward.

Wir errichteten wie gewöhnlich einen Signalposten, um bei Zeiten von dem Erscheinen eines fremden Schiffes in Kenntniß gesetzt zu werden; und da die Rosamunde, um getheert und ausgebessert zu werden, ziemlich lange in Port-Saunders lag, so mag hier eine Beschreibung der ursprünglichen Bewohner von Neufoundland Platz finden, welche von allen übrigen Nordamericanern sehr verschieden sind und rothe Indianer genannt werden.

Die rothen Indianer werden jetzt so selten mehr angetroffen, daß ihr eigenthümlicher Character wohl nur aus den Erzählungen Derjenigen entnommen werden kann, die zuerst diese Gegend besuchten. Whitbourne sagt in seinem Discourse and discovery of Newfoundland: Diese Indianer seien sehr roh, ohne Kenntniß von Gott und ohne bürgerliche Verfassung; übrigens aber leicht zu behandeln, den Europäern beim Wallfischfang sehr behülflich, und das gegen äußerst geringen Lohn. Obgleich sie unehrlich und diebisch seien, meint doch Whitbourne, daß sie leicht hätten civilisirt und zum christlichen Glauben geführt

werden können; weßhalb er die Trepassybai zu einer Niederlassung empfiehlt, und fügt hinzu, daß er bei sanfter Behandlung eine zarte Natur und lebendige Auffassungskraft bei diesem Volke gefunden habe.

Die unwissenden und rohen Fischer waren natürlich für solche Bemerkungen nicht empfänglich, und schon bei Whitbournes Lebzeiten begannen sie, die Eingebornen zu berauben und zu mißhandeln.

Whitbourne bemerkt ferner, sie besäßen eine große Menge rothen Oker, womit sie sich selbst, wie auch ihre Bogen, Pfeile und Kähne bemalten. Die letztern seien mit Birkenrinde belegt, welche sehr künstlich zusammengenäht und mit Harz bestrichen würden, um kein Wasser durchzulassen. Auch ihr Kochgeschirr bestehe aus ähnlich zusammengenähter Baumrinde. Sie besäßen große Vorräthe von mancherlei schön zubereiteten Fellen, und es ließe sich wohl eine vortheilhafte Handelsverbindung mit ihnen anknüpfen.

Seit der Zeit haben die Europäer diese rothen Indianer sehr grausam behandelt und mit Feuergewehr aus ihren friedlichen Wohnungen vertrieben. Man hat vorgegeben, daß sie Anfangs durch ein gewaltsames und unehrliches Benehmen der Eingebornen dazu veranlaßt worden seien. Zwar würden zu Anfang friedliche Maßregeln keinen augenblicklichen guten Erfolg gehabt haben. Durch ein dauerhaft freundliches und wohlwollendes Benehmen aber hätte man den Bewohnern ohne Zweifel eine günstige Meinung von ihren neuen Bekannten beibringen können. Auf keinen Fall läßt sich jenes rauhe, barbarische Benehmen

der gebildeten Europäer rechtfertigen. Die natürliche Folge davon war ewige, unversöhnliche Feindschaft der Eingebornen gegen die neuen Ansiedler. Sie zogen sich in das Innere der Insel zurück, und haben keinen Angriff wieder auf die Europäer versucht; aber ihr Haß gegen die weißen Menschen ist ungeschwächt geblieben und erbt, wie ein Vermächtniß, von Vater auf Sohn.

Wenn es wahr ist, was Whitbourne sagt, daß die Franzosen den Character dieser Menschen milde und leicht zu behandeln fanden, so hat sich derselbe seit der Zeit bedeutend verschlimmert. Gegenwärtig sind sie den hinterlistigen Buschmännern des südlichen Africa sehr ähnlich, und halten sich vor den Europäern so verborgen, daß man oft ihre Stimme hört und sie doch nicht zu Gesicht bekommen kann. Ihre Zahl ist nicht groß, und sie bewohnen hauptsächlich das Innere des Landes in der Nachbarschaft von Fogo, Twillingate und der Whiteshai. Zuweilen gehen sie auf Raub an die Küste und wissen ihre Spuren wunderbar zu verbergen. Zum Glück für die Europäischen Colonisten, ist ihnen der Gebrauch des Feuergewehrs fremd geblieben, und sie werden sich nie einer, mit einer Flinte bewaffneten Person nähern.

Viele Versuche sind neuerlich gemacht worden, mit diesen rothen Indianern wieder ein freundschaftliches Vernehmen anzuknüpfen, und die Regierung setzte eine Belohnung von fünf Pfund aus für denjenigen, der einen Menschen dieser Race lebendig nach St. Johns brächte. Endlich gelang es einem Fischer ein junges Weib zu erhaschen, die in einem Kahne nach Vogeleiern umherruderte. Er brachte

sie sogleich zur Hauptstadt, wo sie mit vieler Freundlichkeit und Aufmerksamkeit behandelt ward. Viele Geschenke wurden ihr gemacht, und sie schien, von Weibern umgeben, ziemlich zufrieden mit ihrer Lage, wurde aber wüthend, wenn ein Mann sich ihr nahte, denjenigen ausgenommen, der ihr die Freiheit geraubt hatte; gegen ihn war sie äußerst freundlich und zärtlich. Ihre Haut und Haare waren mit einer rothen Farbe gebeizt, vermuthlich mit einer aus Erlenbäumen gezogenen Beize; und von diesem Bemalen hat das Volk den Namen „rothe Indianer" erhalten.

Als dieß sonderbare Weib lange genug in St. Johns gewesen war, um sich von den freundlichen, guten Absichten der Europäer zu überzeugen, ward der Fischer, der sie gebracht hatte, gebeten, sie an den Ort zurückzubringen, wo er sie gefunden hatte. Und dieses Scheusal war so unmenschlich, sie auf dem Rückwege zu ermorden, um sich in Besitz der Geschenke zu setzen, die man ihr gemacht hatte, und deren Werth sich auf hundert Pfund Sterling belaufen mochte. Er soll späterhin nach England zurückgekehrt seyn, um der Beute zu genießen, die er dem unglücklichen Schlachtopfer abgenommen hatte.

Einige Zeit darauf erhielt Lieutenant Buchan, Befehlshaber des königlichen Schooners Adonis, den Auftrag, einen Winter an dem Flusse von Exploits, im nordöstlichen Theile von Neufoundland, zuzubringen; bloß in der Absicht, sich mit den rothen Indianern zu verständigen. Ihm gelang eine Zusammenkunft mit einem der Stämme, dessen friedliches Benehmen ihn veranlaßte, zwei

seiner Leute bei ihnen zurückzulassen, und dagegen zwei Indianer als Geißel mit sich an Bord zu nehmen. Ein geringfügiger Umstand verzögerte die Rückkehr des Lieutenants über die bestimmte Zeit hinaus; und die Eingebornen waren über den vermeinten Betrug so aufgebracht, daß sie die beiden in ihrer Gewalt befindlichen Engländer köpften und in ihre Wälder zurückkehrten. Lieutenant Buchan begleitete die beiden Indianer ans Ufer, welche aber bald merkten, wie die Dinge hier standen und, kaum ans Land gestiegen, die Flucht ergriffen. Die beiden Köpfe der zurückgelassenen Leute fand man auf dem Moose liegen, die Leiber aber hatten die Indianer mit sich fortgeschleppt. So endete unglücklicherweise die einzige Zusammenkunft, die Lieutenant Buchan mit vieler Mühe zu Stande gebracht hatte, und die Hoffnung einer Annäherung mit den rothen Indianern scheint nun ganz vernichtet, was um so betrübter ist, weil die Eingebornen, obgleich nicht zahlreich, dennoch die nördlichen Niederlassungen beständig in Furcht erhalten.

Hiermit hat der Verfasser sein im zweiten Capitel gegebenes Versprechen gelöst, nämlich, den Leser von der Unrichtigkeit der Behauptung des Abbé Raynal zu überzeugen, daß es in Neufoundland, außer wenigen Esquimaux, keine Wilde gebe *).

*) Man lese den Anhang: Buchan's Expedition in das Innere von Neufoundland.

## Achtes Capitel.

### Fahrt von Port-Saunders nach St. Johns.

Etwa zehn Tage waren wir in Port-Saunders gewesen, als unsre Wache ein Zeichen gab, daß sich ein fremdes Schiff der Küste nähere. Wir lichteten augenblicklich die Anker und segelten aus dem Hafen; als der Fremde eben unter vollem Segel auf den Hafen zusteuerte. Die Rosamunde holte das andre Schiff bald ein; allein unsre Hoffnung, eine Prise zu machen, war vergebens; es war nichts als ein Schottisches Holzschiff von Quebek. Wegen der Dunkelheit konnten wir den bequemen Hafen nicht wieder erreichen, sondern mußten die ganze Nacht über in der Bai vor demselben, einem ziemlich guten Ankerplatz bei schönem Wetter, vor Anker liegen.

Mit der ersten Morgendämmerung lichteten wir die Anker und umfuhren Cap Rich. Gegen Abend kamen wir wieder vor Anker in der Bai von L'Anse a Loup.

Es giebt noch mehrere gute Häfen im nordwestlichen Theile von Neufoundland, wie: die Bai St. Barbes, St. Margaretsbai, Altferrolle, Port aux Choix und die Ingornachoixbai, welche schon beschrieben worden ist; aber in allen diesen Häfen sind wenige Fischereien, weil der Cabeljau an dieser Küste so selten ist.

Seit der Abreise der Rosamunde war ein Stamm Esquimaux-Indianer in L'Anse a Loup gewesen. Sie hatten sich, etwa funfzig an der Zahl, eine halbe Meile

von Herrn Pinsons Hause gelagert. Einige Fischer waren bei dem Leichenbegängniß einer Indianerin zugegen, wobei die Wilden die Tochter derselben zu Tode peinigten und mit der Mutter in einem Grabe begruben. Wenigstens zwanzig Leute bezeugten diese schreckliche That auf das feierlichste und als förmliche Zeugen der Verhandlung. Die Bemühungen der Europäer, das unschuldige Kind zu retten, waren vergebens.

Es ist die Gewohnheit mehrerer wilden Völker, unter gewissen Umständen ihre Kinder zu tödten *). Die Einwohner von Labrador sind nicht ganz ohne Zuneigung zu ihrer Nachkommenschaft; aber es ist einem Witwer unmöglich, ein säugendes Kind selbst groß zu ziehen, und keine zum Stamme gehörige Frau kann die Sorge für ein überzähliges Kind auf sich nehmen. Das ist die Ursache, weßhalb man sie tödtet.

Als wir unsern Freund, Herrn Pinson, besuchten, waren wir nicht wenig erstaunt, an seinem Tische ein schönes Weib sitzen zu sehen. Der Anblick einer weißen Frau erfreute uns nicht wenig, und unsre Officiere waren sehr begierig, zu erfahren, wie sie in diese wilde Gegend gekommen sei.

Wir erfuhren darüber Folgendes:

Die Tochter eines angesehenen Bewohners von Canada war sehr früh an Hrn. C., den Führer eines Englischen Quebekfahrers, verheirathet. Im December 1812 se-

*) Robertson's hist. of America. Vol. II. p. 41. Book IV.

gelte sie mit diesem Schiffe aus ihrer Heimath ab. In einer stürmischen Nacht aber scheiterte das Schiff bei Bonnebai in Neufoundland, und nur mit der größten Anstrengung und Gefahr erreichte die junge Frau in einem kleinen offenen Boote das Ufer. Nach und nach ward jedoch die ganze Mannschaft und manches von dem Eigenthum sicher ans Land gebracht, wo ein Zelt von Segeln aufgeschlagen ward. Der Winter war so streng, daß es unmöglich war, weit zu reisen, um Fischerniederlassungen zu suchen. Bei so traurigen Umständen beschloß man, eine Hütte für die Officiere und eine andre für die Mannschaft zu bauen, um sich gegen die strenge Kälte zu schützen. In diesem elenden Zustande mußte die zarte, junge Frau einen langen trüben Winter auf einer von Eis umgebenen Felsenküste hinschmachten. Ueberdieß war sie schwanger, und ihr Leiden voll zu machen, empörten sich die Matrosen, wollten ihren Gatten umbringen, weil er ihnen den unmäßigen Genuß des gereinigten Brantweins untersagte, und warfen sogar Feuer in die Hütte, wo sie lag.

Endlich kam der ersehnte Frühling heran, aber, anstatt Trost, brachte er der liebenswürdigen Frau C. nur neue Leiden. Bei dem Versuche, einige Fässer Salzfleisch aus dem noch übrigen Wrack zu holen, mußte ihr Mann, der sie bis dahin zärtlich getröstet und unterstützt hatte, ertrinken. So verlassen und ohne Freunde unter einer Menge verzweifelter Abtrünniger, hatte sie noch Muth, den rohen Angriffen auf ihre Tugend zu widerstehen, und als der Sommer herannahte, folgte sie diesen Menschen barfuß durch die Wälder, bis sie die Fischerniederlassun-

gen in Bonnebai erreichten. Sie war hier mit Nahrung und Bedürfnissen so schlecht versehen, daß sie sich leicht bewegen ließ, auf einem kleinen Schiffe nach Forteau zu segeln, wo sie eine Gelegenheit nach Quebek zu finden hoffte. Hier nahm sie ihren Aufenthalt in dem Hause eines Fischers aus Guernsey, durch dessen gehässige Anreizungen sie jedoch bald wieder vertrieben ward. In dieser Lage bot ihr der großmüthige Pinson einen Zufluchtsort an, wie ihn ihre Bedrückung, ihre Leiden, und besonders ihre Schwangerschaft erforderte. Mit der ersten Gelegenheit verschaffte er ihr eine freie Rückfahrt zu ihren Eltern, wo sie bald darauf einen Sohn gebar, der sie hoffentlich mit der Zeit für alle ihre Leiden trösten wird.

Während wir uns in L'Anse a Loup aufhielten, waren die Leute an der Küste sehr beschäftigt mit Zurüstungen zur Winter-Robbenfischerei. Ueber die Art, diese scheuen und schlauen Thiere zu fangen, mögen hier einige Bemerkungen Platz finden.

Es giebt zwei Arten, die Robben zu fangen, indem man entweder starke Netze auf dem Grunde des Meeres befestigt, oder in der Nähe der Küste irgend einer kleinen Bucht einen sogenannten Netzrahmen (frame of nets) errichtet. Die letztere Art ist die beste. Am Ufer nämlich werden mehrere Rollen befestigt, um die Netze auf- und abzuwinden. An den, um diese Rollen laufenden Stricken sind Netze befestigt, welche vom Ufer an parallel ins Wasser laufen; an dem Ende jedes dieser Netze liegt ein Faß, und diese Fässer dienen dazu, ein größeres, in die Quere laufendes, mit kleinen Ankern fest an den Grund geheftе-

tes Netz in die Höhe zu halten. Nun läßt man mittelst der Rollen die kleineren Netze auf den Grund sinken, während das große Netz in seiner senkrechten Stellung bleibt, und treibt mit großer Anstrengung die Robben zwischen dieses äußere Netz und den Strand. Auf ein gegebenes Zeichen werden dann die kleinen Netze mittelst jener Rollen in die Höhe gewunden und die Thiere so von allen Seiten eingeschlossen. Der Fang kann nun als sicher betrachtet werden, da die furchtsamen Thiere nie über die Netze wegzuspringen wagen, sondern sich am Boden einen Ausweg zu bahnen suchen, was aber völlig unmöglich ist. Wenn sich die Robben in großer Anzahl zeigen, werden sie durch Flintenschüsse in die Netze getrieben.

Nachdem das Fell der Robben abgezogen ist, wird das Fett in kleine Stücke geschnitten und in großen eisernen Kesseln zu Thran gesotten. Dieser Thran riecht beim Brennen nicht so übel, als der aus Wallfisch-Speck bereitete. Der Preis des Robbenthrans richtet sich nach dem Ergebniß des Wallfischfangs in Grönland und der Südsee. Der Durchschnitts-Preis ist 40 bis 50 Pfund Sterling die Tonne.

Die Robbenfelle werden nach England ausgeführt, wo die Kürschner die Haare ausrupfen und nur die unter ihnen befindlichen weichen Flaumen sitzen lassen. In diesem Zustande werden die Felle zur Besetzung von Pelzen und neuerlich zu Reisekappen benutzt.

Den ganzen Sommer hindurch sind die Europäischen Colonisten in Labrador mit dem Stockfischfang beschäftigt. Im Winter fangen sie Robben, erbeuten Pelzwerk, ma-

chen Fässer, bauen Boote, errichten Fischplatten und ergänzen Alles für die Sommerfischereien.

Da jetzt das Ende des Octobers nahte, beschloß unser Capitän, eine kurze Kreuzfahrt durch den Meerbusen von St. Lorenz zu machen, und dann, vor unserer endlichen Abfahrt aus der Meerenge von Belle-isle, noch einmal nach L'Anse a Loup zurückzukehren. Vor unserer Abreise schenkten uns die Bewohner von Forteau ein Rennthier, welches uns, die wir so lange nichts als Salzfleisch und Stockfisch genossen hatten, vortrefflich schmeckte. In Neufoundland ist das Wild keineswegs häufig und wird gewöhnlich nur in den nördlichen Theilen der Insel gefangen.

Mit einigen Bemerkungen über die Schiffahrt in der Meerenge von Belle-isle will ich die Beschreibung der Küste von Labrador schließen. Bei der Fahrt durch diesen Canal gen Osten, muß man sich bis L'Anse a Loup gegenüber nahe an das Ufer von Neufoundland halten; dann aber quer über die Meerenge und hinfort an dem nördlichen Ufer hinsegeln. Die Nothwendigkeit dieser Vorsichtsmaßregel leuchtet aus folgenden Umständen hervor. Erstens zieht ein starker Strom nördlich in die Esquimauxbai, der ein Schiff sehr leicht auf die Insel Green treiben kann, wenn man diese Gefahr nicht vermeidet, indem man an der entgegengesetzten Seite der Meerenge bleibt. Zweitens von L'Anse a Loup an wird das südliche Ufer niedrig und seicht, und ein starke Strömung in den Cap-Chateau gegenüberliegenden tiefen Meerbusen Pistolette hinein drängt beständig gegen Cap-Norman hin.

Bei der Ausfahrt aus der Meerenge ins Atlantische Meer, ist die Durchfahrt zwischen Belle-isle und Neufoundland beiweitem die vorzüglichste. Der andre Canal zwischen Cap Charles und Belle-isle ist gewöhnlich durch viele Eisberge verstopft, welche durch einen südlichen Strom um die südöstliche Spitze von Labrador herumgetrieben werden.

In dieser frostigen, wüsten Gegend war es, wo Cook zuerst jene Talente als Seemesser entwickelte, welche ihm den Schutz des Sir Hugh Palliser gewannen, und die öffentliche Aufmerksamkeit auf seine außerordentliche Geschicklichkeit erregte. Seine Charten von Neufoundland und der Meerenge von Belle-isle sind bis zum heutigen Tage ein sprechender Beweis der Treue, des Genies und des treffenden Urtheils, die alle nautische Beobachtungen dieses berühmten Weltumseglers characterisiren.

Von L'Anse a Loup segelten wir westlich, und am folgenden Tage waren wir im Angesicht des Berges Joli, eine merkwürdige Erhöhung an der Küste von Labrador, welche die Regierungen von Neufoundland und von Canada trennt.

Ein oder zwei Tage darauf sahen wir die Insel Anticosti sich in einem blauen Rücken am westlichen Horizonte hin erstrecken. Ihr flaches Ansehen begründet eine richtige Idee von den ausgedehnten Sümpfen und Morästen, welche diese Insel unbewohnbar machen. Sie liegt grade in der Mündung des St. Lorenzflusses und ist von sehr tiefem Wasser umgeben. Eben deßwegen ist sie für Schiffe,

die nach Quebek fahren, von äußerst großer Gefahr, weil diese an ihren Ufern stranden können, ehe noch das Senkblei im geringsten ihre Nähe vermuthen läßt.

Die Regierung von Canada unterhält eine oder zwei arme Familien, welche zu dem menschenfreundlichen Zwecke auf Anticosti wohnen, den Schiffbrüchigen hülfreiche Hand zu leisten; und das sind die einzigen Bewohner dieser Insel.

Eine Woche mochten wir in dem Meerbusen umhergekreuzt seyn, als wir versuchten, unsre alte Station in L'Anse à Loup wieder zu besuchen; aber ein sehr heftiger Sturm aus Nordost trieb uns wieder zurück gegen die gefährlichen Ufer von Anticosti. Wir setzten unsere Bemühungen fort und lavirten drei Tage lang gegen die Wuth des Sturmes an; da aber der Wind eher zu wachsen, als sich zu legen schien, ward Capitän Campbell genöthigt, seinen Plan aufzugeben, und zur großen Freude Aller wandten wir uns gen Süden, Abschied nehmend von jenen Küsten, welche Falconer so kräftig bezeichnet, indem er sagt:

„Von da, wo Perus Brandung braust empor,
„Zum frost'gen Strand des wildim Labradors."

Nach einer ungestümen Fahrt um den Süden von Neufoundland herum, erreichten wir St. Johns zu Anfang November, ohne weitere bemerkenswerthe Ereignisse.

## Neuntes Capitel.

Fahrt von St. Johns in die Capelin- und Bundbai.

Wir fanden die Einwohner der Hauptstadt emsig beschäftigt, ihre Waare nach den verschiedenen Häfen Europas auszuschiffen; und viele derselben besorgten auch das Nöthige zu ihrer eigenen Rückkehr nach Großbritannien. Stündlich kamen von den übrigen Häfen Neufundlands kleine Schiffe an, mit einer großen Menge Menschen, welche entweder den Winter über in St. Johns zu bleiben, oder mit dem Herbstconvoys nach England zu segeln gedachten. Die Fischereien waren nun beendigt, und nächtlich durchschwärmten trunkene Irländer die Straßen. Unter den wohlhabenden Classen folgten Bälle, Mittagsmale und Gesellschaften auf den beständigen, ununterbrochenen Fleiß, der während des Lebens und Regens der Fischfangzeit, Alle ohne Unterschied in Thätigkeit setzte.

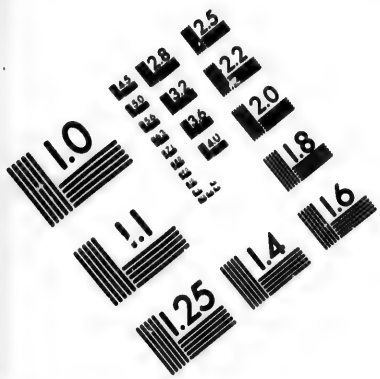
Kurz nach Ankunft der Rosamunde in St. Johns, hatte sie die Ehre, die Admirals-Flagge zu empfangen. Der Admiral selbst, Sir Richard Keats, war äußerst thätig und zu jeder Stunde Tag und Nacht bei der Hand. Unaufhörlich fuhren Schiffe aus und ein, und die Küste ward von Nord bis Süd durch umherstreifende Kreuzer bewacht.

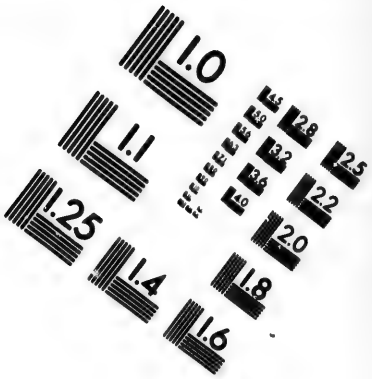
Etwa vierzehn Tage später erhielten wir durch einen Fischer aus dem südlich von St. Johns gelegenen Hafen

Petty die unangenehme Nachricht, daß ein Englisches Kriegsschiff, der Tweed, Capitän Mathews, an der Küste gestrandet sei. Dieses Schiff ward um Mitternacht plötzlich von großen Eismassen umgeben, und ehe die geringsten Vorkehrungen getroffen werden konnten, stieß es heftig gegen einen schroffen Abhang. Der ausgezeichneten Geistesgegenwart und Thätigkeit des ersten Lieutenants und eines Matrosen, verdankte ein Theil der Besatzung seine Rettung; doch kamen von 120 Menschen 60 ums Leben. Die übrigen brachten den Rest der schrecklichen, kalten und regnigten Nacht, in der Kluft eines Felsens zu, und mußten späterhin noch an den Folgen leiden. Die Convoy des Tweed entkam glücklich bis auf den Southampton, ein schönes Kauffahrteischiff, dessen Mannschaft jedoch gerettet ward. Solchen Gefahren sind alle Schiffe an der Küste von Neufoundland ausgesetzt; und die angeführten Thatsachen mögen die Wahrheit dieser Bemerkung besser darthun, als bloße warnende Sentenzen, welche leicht vergessen oder übersehen werden können.

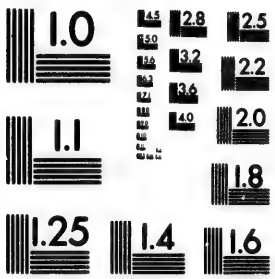
Bald nach dem Untergang des Schiffes Tweed, ward unser Capitän als Stellvertreter für den obersten Rechtsprecher in St. Johns angestellt, und einer der Seecadetten als Canzelist oder Schreiber in Eid genommen. Der Stellvertreter ist ermächtiget, alle Geldstrafen unter sechzig Pfund Sterling zu erheben.

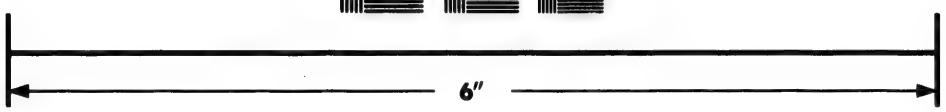
Um die Mitte des Novembers segelten wir auf einer Gerichtshalterfahrt in die südöstlichen Häfen Neufoundlands. Am ersten Nachmittage begegneten wir dem Kriegsschiff Phensant, welches uns eine kurze Zeit begleitete. Beide




# IMAGE EVALUATION TEST TARGET (MT-3)



Photographic Sciences Corporation

23 WEST MAIN STREET
WEBSTER, N.Y. 14580
(716) 872-4503

2.5
2.2
2.0
1.8


1.1
1.0

Schiffe waren vortrefflich ausgerüstet, und jedes bestrebte sich, es dem andern zuvor zu thun. Abends trennten wir uns, und am folgenden Frühmorgen ankerte die Resolution in der Capelinbai, dem nächsten Hafen südlich von Cap Broyle. Gerade in der Mündung dieser Bucht liegen die Inseln Stone, Goose und Bay (die Stein-, Gänse- und Bayinsel). Beide Einfahrten zwischen denselben sind gut; zwischen der Steininsel aber und dem festen Lande von Cap Broyle ist das Wasser für große Schiffe nicht tief genug. Ein großer Fels in dem mittlern Canal macht auch diesen, selbst für Fischerfahrzeuge, unsicher *).

Innerhalb dieses Hafens erstreckt sich die Capelinbai nach West-Nordwest [illegible] Meilen [illegible] und [illegible] der Hafen ist [illegible] Sommerplatz für [illegible] Fischerschiffe [illegible] geben werden.

Die geringe Anzahl von Fischern, welche sich in dieser schönen Bucht niedergelassen haben, ist ein Beweis für die große Anzahl der vortrefflichen Häfen an dieser Küste. An manchem andern Orte würde ein solcher Hafen für eine unschätzbare Besitzung gelten, zumal da er durch Befestigung der Höhen leicht gegen jeden feindlichen Angriff gesichert werden könnte. [illegible] Südseite der Capelinbai [illegible]

*) Der Verfasser hätte hier deutlicher bezeichnen sollen: Welche von drei Einfahrten ist die mittlere? und wie ist es mit dem Canal zwischen der Bayinsel und dem festen Lande beschaffen?

sich eine lange Landzunge gegen Osten, welche sich mit einer Reihe kleiner Felseninseln endigt.

Nichts kann bedauernswerther seyn, als die Lage der armen Irländer, welche jährlich aus ihrem Vaterlande in großer Anzahl nach Neufoundland wandern. Zu ihrer Ueberfahrt schließen sie mit dem Führer eines Handels-Schiffes einen Vertrag, worin sie sich verpflichten, das Ueberfahrtsgeld zu bezahlen, sobald sie in St. Johns eine Anstellung bekommen haben. Für die Beobachtung dieser Uebereinkunft müssen sie in Irland Caution stellen, und dürfen dann bei der Ankunft in Neufoundland sich ins Land begeben, um einen Dienst zu suchen. Wenn sie, in der Hoffnung, das Reisegeld zu ersparen, nicht wieder zurückkehren, was nicht selten der Fall ist, werden von dem Schiffsführer ihre Namen bezarnt gemacht, mit der Warnung, daß im Falle des Nichterscheinens ihre Bürgen in Irland gezwungen werden müßten, die Schuld, nebst Kosten des Rechtsstreits und Interessen zu bezahlen. Die Furcht, ihre Eltern oder Verwandten in einen Prozeß zu verwickeln, zieht die Flüchtigen gewöhnlich herbei; der Herr, welchen sie in Dienst genommen, bezahlt dann ihre Schuld, und schreibt ihnen die Summe als Vorschuß auf ihre Leistungen an. Von diesem Augenblicke an sind die unglücklichen Zugewanderten, Knechte dieser Herren, da sie selten im Stande sind, ihre Loskaufung zu verdienen, und die Herren bemühen sich auf eine schändliche Weise, planmäßig diese Sclaverei zu verlängern. Jeder Kaufmann und Pflanzer einer Fischerei ist der Hüter für seine ganze Mannschaft, und die Diener sind gezwungen, alle

ihre Bedürfnisse von ihren eignen Herren zu kaufen. Geld ist zwischen ihnen nicht in Umlauf, sondern jede Kleinigkeit wird in den Büchern des Herrn in Rechnung gebracht. Die Preise sind so entsetzlich hoch, daß ihre anfängliche Schuld, des schwersten und treusten Dienstes unerachtet, beständig schnell anwächst. Vergebens beklagt sich der arme Schuldner über die unverschämten Forderungen; da er kein Geld hat, kann er nirgends anderswo hingehen, um sich die unentbehrlichsten Lebensbedürfnisse zu verschaffen. So quälen sich diese Fischer von Tag zu Tag, ohne Erholung für die Gegenwart und ohne Hoffnung auf die Zukunft. Alle ihre Anstrengungen dienen nur, den Beutel und den Stolz eines habsüchtigen Herrn zu schwellen, bis endlich der Tod die Rechnung zwischen ihnen tilgt. Vortheil ziehen nur diejenigen aus den Fischereien, welche im Stande sind, Leute in ihren eignen Dienst zu nehmen und die Producte ihrer Arbeit nach St. Johns zum Verkauf zu führen.

Ohne Zweifel giebt es manche Ausnahmen von dem hier geschilderten Character der Kaufleute in Neufoundland; aber die Treue der Schilderung im Allgemeinen darf durch specielle Auszeichnung nicht leiden, und diejenigen, welche sich über eine so niederträchtige, erpressende Habsucht erhaben fühlen, werden bezeugen, daß die obige Darstellung nicht übertrieben ist.

Den Tag nach unserer Ankunft in der Capelinbai, fuhr unser Capitän in einem Boote nach der Stadt Ferryland; und da einige der Officiere den Wunsch äußerten, diesen Ort zu sehen, gingen wir über Land dahin. Ein Fußpfad

durch die Wälder ist die einzige Straße zwischen diesen beiden Häfen, und an einigen Stellen so sumpfig, daß wir mit großer Schwierigkeit vordrangen. Die Moräste und Lachen waren hin und wieder mit Baumeisern bedeckt. Die Wälder bestehen aus Fichten, Pappeln, Birken, Weiden, Lerchen, Ellern und Kiefern (Föhren). Von den letztern *) giebt es viele Arten, aus deren Rinde die Einwohner ein gesundes Getränk kochen. Zu dem Ende sammelt man die jungen Tannen-Sprößlinge und Reiser, und kocht sie so lange in Wasser, bis die Rinde mit den Händen abgerieben werden kann; dann nimmt man die Zweige heraus, vermischt die Flüssigkeit mit Syrop, und läßt sie in offenen Gefäßen abkühlen. Dieses Getränk ist jedoch, ehe man sich daran gewöhnt hat, nicht besonders schmackhaft.

In den Wäldern findet sich sehr häufig ein Vogel, den die dortigen Colonisten „das Tannenrebhuhn" nennen, und der in Farbe, Gestalt und Größe dem gewöhnlichen Rebhuhn sehr ähnlich ist, sich aber von diesem dadurch unterscheidet, daß er sich auf Baumzweige setzt und so zahm ist, daß man ihn oft mit einem Stocke todtschlagen kann. Gebraten schmeckt dieser Vogel, vermuthlich, weil er sich von Tannenrinde nährt, sehr bitter; durch Kochen aber verliert sich die Bitterkeit.

---

*) Der Verfasser versteht vermuthlich unter Spruce, Tannen im Allgemeinen. Ueberhaupt vermißt man gründliche Kenntniß der Naturgeschichte.

A. d. U.

Um 10 Uhr Vormittags kamen wir in Ferryland an, und fanden die Leute des Ortes, als ob an einem Feiertage, in ihrem besten Anzuge. Männer, Weiber und Kinder drängten sich in einem Haufen zu einem großen Gebäude an der Seite eines Hügels. In der Vermuthung, daß dieß ein Versteigerungsplatz sei, zogen wir mit der Menge den Berg hinan und in das Gebäude hinein. Der Anblick unsers Capitäns auf einem hohen Stuhle sitzend, und mehrer anständig aussehender Männer neben ihm, überzeugte uns alsbald, daß wir an einem Gerichtshofe waren. Ein armer, sehr arbeitsamer irländischer Fischer ward von seinem Herrn vorgeführet, weil er sich in der letzten Zeit betrunken und schlecht aufgeführt habe, weßhalb ihm dieser seinen Lohn vorenthielt. Der Fischer ward schuldig befunden — (die Geschworenen waren alle Herren) und sollte nach der Strenge der Gesetze nichts von seinem Lohne bekommen. Unser Capitän aber, als Richter, milderte dieses Urtheil auf den Verlust des halben Lohns, mit Rücksicht auf seinen frühern Fleiß, auf seine große Familie, und weil sein Herr selbst ihn mit den Mitteln zum Trunke versorgt habe. — Die Fischer äußerten ihre Freude, während die Herren murrten; doch ließ sich der Capitän weder durch das Eine noch durch das Andere irre machen, sondern bewies während seines ganzen Richteramts Unparteilichkeit und Milde. Nach beendigten Verhandlungen kehrte er an Bord der Rosamunde zurück.

Wir stiegen den Berg hinab, um den Hafen von Ferryland zu besehen; der innere Theil desselben ist vor Wind

und Wogen so geschützt, wie eine Docke, und wird deßhalb von den Einwohnern „the pool" (der Teich) genannt. Die Mündung des Hafens ist eng, aber nicht gefährlich; die Fluth steigt, wie an der ganzen Südostküste von Neufoundland, drei bis fünf Fuß; das Wasser im Hafen ist selbst für Kriegsschiffe tief genug.

Es ist schon im zweiten Capitel bemerkt worden, daß die erste Colonie in Neufoundland durch Jacob I. Staats-Secretär, Sir George Calvert, gegründet ward. In Whitbournes Werk finden sich drei Briefe von den ersten Colonisten, Capitän Edward, Wynne und Daniel Powell. Jener ward zum Gouverneur der Colonie in Ferryland ernannt, und Powell ließ sich in der südlichern Bai Aquafort nieder. Ihre Briefe zeugen entweder von unrichtigem Urtheil oder von unredlicher Absicht. Die Schönheiten des Landes hat Wynne folgendermaßen geschildert.

„Wir haben Waizen, Gerste, Hafer und Bohnen in Aehren und Schoten. Die Bohnen sind sehr gut und die Erbsen unvergleichlich; sie wachsen an manchen Orten mannshoch. Unser Küchengarten ist von einer Güte, wie ich sie in England nicht gesehen habe, Radis von der Dicke eines Arms, Lattich, Kohl, Rüben und Wurzeln von gleicher Güte, und unsre Wiese trägt eine Menge guten Heus. Das Clima ist im Sommer schön und warm, und der Boden reich an mannichfaltigen guten Erzeugnissen ꝛc. Die Höhen sind mit schönen Waldungen geziert, und im Innern des Landes giebt es viele große Ebenen, von fischreichen Seen und Flüssen durchschnitten. Auch bietet eine Menge von Wild Nahrung und Pelzwerk dar ꝛc."

Von den schönsten Provinzen Frankreichs mag eine solche Darstellung gelten; aber in Bezug auf die frostigen unfruchtbaren Küsten von Neufoundland ist sie eben so unwahr, als abgeschmackt. Wir fanden in der That, daß die Colonie von Ferryland zu einer bedeutenden Stadt herangewachsen war, aber der Boden rechts war schieferartig und von aller Vegetation entblößt. In geringer Entfernung vom Orte erheben sich hohe Gebirge, bestehend aus tonartigem Schiefer nackt bis zu den Gipfeln; und hinter diesen finden die Wälder, Bümpfe und Moräste kein Ende.

Nur Gewinnsucht konnte den Capitän Wynne zu jener lügenhaften Darstellung bewegen, und an einer andern Stelle des Briefes spricht sich auch deutlich die Furcht aus, daß seine Unwahrhaftigkeit entdeckt werden möge; indem er seine Aussage auf eine auffallende Weise betheuert und dringend bittet, keinem anderslautenden Berichte Gehör zu geben.

Da wir nichts Bemerkenswerthes weiter in Ferryland fanden, kehrten wir am Abend an Bord zurück, und am folgenden Morgen segelte die Rosamunde weiter.

Bei der Ausfahrt aus diesem Hafen erscheint die Küste nach Süden hin in viele tiefe Risse gespalten, deren Vertiefungen, von Ferryland bis Cap Race, eine Reihe schöner Häfen bilden. Die vorzüglichsten derselben sind: Renowes, Fermowes und Aquafort.

Im Norden der Capelinbai erhebt sich das majestätische Vorgebirge von Cap Broyle. Weiterhin dehnt sich ein

niedriger Felsenwall bis zur Wittlesbai, wo unter dem Wasser eine gefährliche Klippenreihe liegt.

Die Richtung von Cap Broyle zur südlichen Spitze der Bulls-Bai ist genau Nord-Nordost halb Ost; und die Entfernung ungefähr fünf Seemeilen (leagues). Zwischen diesen beiden Orten liegen mehrere kleine Inseln längs der Küste; die bedeutendsten derselben sind: Foxes- Gull- und Green-Insel.

Am folgenden Morgen nach unserer Abfahrt aus der Capelinbaie ankerten wir in der Bulls-Bai; und unser Capitän fuhr sogleich ans Land, um Gericht zu halten.

Die Entfernung zwischen den beiden Vorgebirgen, welche diese Bucht bilden, ist nicht über 1 ¾ Meile, und die Bai erstreckt sich fast zwei Meilen nach West-Nordwest ins Land hinein.

Das an der Nordseite hervorragende Land heißt Bread and Cheese Point (Brod- und Käspitze). Ihr gegenüber liegt in einer Entfernung von 1100 Fuß ein Felsen unter dem Wasser; übrigens ist der Hafen frei von Gefahr. Ein Kriegsschiff sollte sich in der Nähe unter der Brod- und Käspitze halten, wo das Wasser 14 bis 15 Faden tief ist; Handelsschiffe aber ankern weiter hinein, gegen die Mündung eines Flusses hin, in 5 bis 6 Faden Wasser.

Im Jahre 1762 machten die Franzosen, unter Befehl des Herrn de Ternay, von der Bulls-Bai aus, einen feindlichen Angriff, und bemeisterten sich schnell der Hauptstadt St. Johns, aber durch eine geringe See- und Landmacht, unter Befehl von Lord Colville und Colonell Am-

herst wurden sie bald genöthigt, ihre Eroberung wieder zu verlassen.

Die Fischerniederlassungen in dieser Bai verdienen zwar kaum den Namen einer Stadt; an Reinlichkeit, Ordnung und Regelmäßigkeit aber übertreffen sie die meisten übrigen Dörfer in Neufoundland. Zur Aufnahme des Gerichtshofs ist hier eine anständige Halle, und viele der hölzernen Häuser sind reinlich und bequem. Von der Nordseite der Bai laufen mehrere hölzerne Dämme ins Wasser, an denen viele kleine Handelsschiffe sehr beschäftigt waren. Nach Europa bestimmte Schiffe nehmen ihre halbe Ladung an diesen Dämmen ein; dann aber nöthigt sie das niedrige Wasser, sich weiter hinaus zu legen; wo die Ladung mittelst großer Boote vollendet wird.

Den Tag nach unserer Ankunft gingen einige von uns ins Land auf die Jagd. Nachdem wir eine bedeutende Strecke durch Wälder und längs dem Ufer kleiner Seen hingestreift waren, kamen wir endlich auf eine offene, sumpfige, mit Ginst und stachlichtem Gesträuch bewachsene Ebne. Hier fanden wir so viele Rebhühner, daß jeder von uns, ohne Hülfe von Hunden, fünf bis sechs Paar schoß. Gegen Abend kehrten wir ganz erschöpft zum Schiffe zurück. Am folgenden Morgen segelten wir weiter und kehrten nach St. Johns zurück, wo wir um Mitternacht eintrafen.

# Zehntes Capitel.

Fahrt von St. Johns nach England.

Es war nun im Anfang des Decembers, und der Winter fing an, sehr streng zu werden. Die Sehnsucht unserer Officiere und Matrosen, nach England zurückzukehren, wuchs täglich; und ein Gerücht, die Rosamunde sei vom Admiral bestimmt, bis zum nächsten Frühjahr in einem fremden Hafen zu bleiben, hatte große Besorgniß erregt. In der That hatte Sir Richard Keats daran gedacht, weil er es, der Kühnheit einiger Americanischen Geschwader wegen, für nöthig erachtete, eine bedeutende Seemacht zum Schutz der Insel zurückzulassen. Die Fregatte Crescent erhielt Befehl, in St. Johns, der Phrasant, in Ferryland zu überwintern, und unser Schiff sollte in gleicher Absicht nach Placentia abgehen. Allein in Folge einiger traurigen Begebenheiten in der Familie unsers würdigen Capitäns, erlaubte der Admiral unsre Rückkehr nach England, falls ein andres Kriegsschiff unsre Stelle ersetzen könne.

Ein Tag verstrich nach dem andern und kein Schiff kam an. Des Admirals Convoy war fast zur Abreise fertig und wir gaben schon alle Hoffnung auf. Endlich erschien der Prometheus, um die Rosamunde abzulösen, und wir eilten sofort, die Zurüstungen zur Abreise zu machen.

Jetzt erfolgten plötzlich von den Kaufleuten in St. Johns, die uns sonst nicht viele Aufmerksamkeit erwiesen

hatten, in der Hoffnung, sich auf unserm Schiffe eine Ueberfahrt nach England zu verschaffen, eine Menge Einladungen für uns. Wir beschlossen aber, weder ihre Häuser zu besuchen, noch einige von ihnen als Passagiere an Bord zu nehmen. Man gab uns aber später zu verstehen, daß es Herkommen wäre, den Kaufleuten aus Neufoundland eine Ueberfahrt auf Königs-Schiffen zu gestatten, und nahmen deßhalb sechs oder sieben Herren der Art an Bord, um nicht als Sonderlinge zu erscheinen.

Der obigen Beschreibung von Neufoundland will ich hier noch einige Schlußbemerkungen hinzufügen.

Eine bestimmte Gesellschaft von Kaufleuten in St. Johns schlichtet die Handelsangelegenheiten, und meldet dem Admiral, wann Convoys erforderlich sind. Während unseres Aufenthalts daselbst war ein Irländer von niedriger Herkunft, Präsident dieser Gesellschaft.

Es ist ein öffentliches Lesezimmer in St. Johns, in welches jeder Theilnehmer die Brittischen Officiere als Ehrenmitglieder einführen kann. Die sämmtlichen Englischen Zeitungen, wie auch die Zeitung von St. Johns und die meisten Brittischen Monatsschriften sind hier zu finden.

Ferner befindet sich in der Hauptstadt eine protestantische Kirche und eine catholische Capelle; aber wenig Religiosität scheint daselbst zu Hause zu seyn.

Die Englische Münze und die Spanischen Dollar sind in Neufoundland gangbar; es ist aber solcher Mangel an baarem Gelde, daß fast jeder Kaufmann Noten in Zahlung ausstellt. Dieses Papiergeld, von fünf Pfund

bis zu fünf Schilling an Werth, macht den allgemeinen Umlauf im Lande aus.

Der ungeheure Gewinnst der Kaufleute in Neufoundland ist schon bemerkt worden. Folgendes mag zur Bestätigung dienen.

Bei unserm Aufenthalte versicherte ein angesehener Kaufmann, daß er zweitausend Pfund während der Fischzeit erübrigt habe. Da diese Behauptung unsre Verwunderung erregte, fand sich der Kaufmann willig, die Quellen dieses großen Verdienstes nachzuweisen.

Erstens. Stockfisch und Thran, durch seine eignen Fischer gewonnen.

Zweitens. Der Vortheil an Stockfisch-Einkäufen von den kleinern Boots-Herren längs der Küste, welchen es an Mitteln fehlt, ihre Waare selbst nach St. Johns zu bringen. Dieser Einkaufspreis beläuft sich nämlich in der Regel auf zwanzig Schilling-Sterling, der Werth in St. Johns ist ein Pfund zwölf S. und der Verkaufs-Preis in Portugal zwei Pfund zwei S. für den Centner.

Drittens. Der Vortheil aus der Lieferung von Winter-Provision, Kleidung, Pulver und Blei und Salz an die kleinen Bootsherren zu dreifachem Preis.

Viertens. Der Ertrag einer großen Lachsfischerei, welche jährlich 200 Tiercen liefert; (d. i. etwa 4000 Pfd. Lachs.)

Fünftens. Der Thran, den der Robbenfang im Winter liefert.

Seine Ausgaben waren dagegen sehr gering, da die Fischer in seinem Dienste mit den unentbehrlichen Lebens-

Bedürfnissen bezahlt wurden, worauf der Vortheil so groß ist, daß er die Ausgaben für die Arbeit fast hebt.

Als die Convoy endlich segelfertig war, und der Admiral alle Angelegenheiten für den kommenden Winter beseitigt hatte, lichteten wir am 14. December die Anker und wünschten dem Hafen von St. Johns Lebewohl!

In den ersten acht Tagen segelten wir mit günstigem Nord- und Westwinde in mäßiger Geschwindigkeit vorwärts. Der Admiral auf dem Schiffe Bellerophon hielt sich in einiger Entfernung von der Convoy, indem er deren Führung und Anordnung unserm Capitän überließ, dessen Geschicklichkeit er zu schätzen wußte. Lieutenant Buchan auf dem Schooner Adonis hielt mit großer Thätigkeit den Nachzug der ganzen Flotte in Ordnung.

Da uns das Admirals-Schiff völlig verließ, und wir mehrere Französische und Americanische Fregatten in See wußten, so beschlossen wir, da die Rosamunde nicht über 26 und der Adonis nur 10 Kanonen führte, im Fall des Zusammentreffens mit einer Fregatte, sogleich mit beiden Schiffen zu entern und das Deck, wo möglich, zu stürmen. Lieutenant Buchan erhielt deßhalb die nöthigen Befehle.

Zehn Tage hindurch, nach der Trennung vom Admirals-Schiff, waren wir mit starkem stehenden Wind gen West rasch fortgesegelt, als plötzlich der Wind nach Nord-Nordwest umsprang und so heftig ward, daß die Wellen in allen Richtungen gegeneinander schlugen, als ob der Ocean durch unterirdisches Feuer zum Kochen gebracht sei; endlich wogte die See gewaltig von Nordwest, und wir

waren genöthigt, unser Vordersegel und Hauptmastsegel zu stellen, um uns vor dem Wellendrang zu halten. Jetzt flog die Rosamunde mit großer Schnelligkeit dahin, und mit Bedauern bemerkte der Capitän, wie sich die Convoy allmählig aus dem Gesichte verlor; allein das Wasser war zu mächtig, als daß wir hätten unsre Segel kürzen, oder auf die Flotte warten können.

Zwei Tage verfolgten wir so unsern Lauf, endlich legte sich der Sturm, und wir steuerten südlich, in der Hoffnung, die Convoy wieder zu treffen; allein wir bemühten uns vergeblich. In der Breite von Bourdeaux erblickten wir ein großes Schiff und machten Jagd auf dasselbe; als es dunkel ward, kamen wir in seine Nähe. Der Fremde begrüßte uns als Engländer, und wir sandten auf seinen Wunsch einen Cadetten an Bord, welcher bald zurück kam, begleitet von einem Herrn, der uns durch seinen großen Schnurrbart, und durch seine fremde Aussprache verdächtig vorkam; allein es war einer unserer ausgezeichnetesten Caledonischen Helden, der Colonel Grant, Adjutant des Prinz-Regenten. Er kam nach der Schlacht an den Pyrenäen aus Spanien, war von zwei Französischen Fregatten aufgebracht; allein bald wieder erlöst. Er kam auf die Rosamunde, um den Capitän aufmerksam zu machen auf den schwachen Zustand der Französischen Fregatten, und um Klage zu führen über die Englischen Matrosen, welche durch die Franzosen in Folge eines Cartells mit ihm in ein Schiff gezwängt waren, und sich rebellisch benommen hatten. Auf diese Er-

zählung beschloß Capitän Campbell, dreißig der schuldigsten Aufrührer in die Rosamunde zu nehmen. So verstärkt, verließen wir das Cartellschiff früh Morgens; und um acht Uhr gewahrten wir ein andres Schiff unter dem Winde. Wir setzten alle Segel zur Verfolgung bei, und bemerkten zur Freude, daß der Fremde ein Gleiches zur Flucht that; mit Einbruch der Nacht hatten wir das Schiff eingeholt, welches sich für einen Portugiesen ausgab; bei näherer Untersuchung aber fand sichs, daß es freilich ein mit Cochenille, Indigo, Cacao und Specerei befrachtetes Portugiesisch-Brasilisches Schiff war; allein jetzt als Prise eines berüchtigten Französischen Capers, der Duchesne genannt, seine Fahrt nach Frankreich verfolgte.

Wir waren die Nacht hindurch beschäftigt, unsere Gefangenen wohl zu verwahren, und Mannschaft, Wasser und Provision an Bord unserer Prise, der Minerva, zu schaffen. Das war unser Glück, denn am folgenden Morgen trennte uns ein, von dickem Nebel begleiteter Sturm von derselben, und wir hörten nichts wieder von ihr, bis die Rosamunde in England ankam.

Einige Tage darauf sahen wir auf der Windseite den Adonis mit einem Schiffe aus unserer Convoy. Nach langem Kampfe mit widerwärtigen Stürmen, erblickten wir endlich die Scilly-Inseln und ankerten wenige Tage darauf bei Spithead, von wo die Rosamunde fast zwölf Monate abwesend gewesen war.

Wegen der häufig im Canal kreuzenden Französischen Caper, waren wir für unsre Convoy und die Minerva in nicht geringer Besorgniß, zumal da Buonaparte alle Fran-

zösische Fregatten, die er auftreiben konnte, in See gesandt hatte. Um so größer war unsre Freude, als wir erfuhren, daß unsere Prise, obgleich heftig verfolgt von einem Americanischen Caper, glücklich in Plymouth angekommen war.

Unsre Convoy war von einem Französischen Geschwader angegriffen, und der Adonis hatte, um ihnen zu entgehen, seine Kanonen über Bord werfen müssen.

Die Rosamunde hatte durch das Treibeis in Neufoundland am Rumpfe bedeutenden Schaden erlitten; die Admiralität gab Befehl, daß sie sich nach Plymouth begeben solle, wo sie sogleich in die Docke genommen und völlig ausgebessert ward.

# Nachtrag.

## Herrn Buchan's Expedition in das Innere von Neufoundland.

Aus Barrow's chronologischer Geschichte der Reisen in die Gegenden des Nordpols ꝛc. London 1818.

### Auszug aus Hrn. Buchan's Tagebuch.

---

Sonnabend den 12. Jan. 1811. Am Thatenfluß (River of exploits).

Am Abend dieses Tages waren meine Geschäfte beendigt, und alle nöthige Vorkehrungen getroffen, um eine Zusammenkunft mit den eingebornen Indianern dieser Insel zu bewirken. Als Führer nahm ich William Cull und Mattheu Hughster mit, und außerdem vierundzwanzig von meinen Leuten, und einen Mann aus Hrn. Millers Diensten, Namens Thomas Taylor, der diesen Theil des Landes gut kannte.

Zwölf Schlitten wurden bepackt mit einem bedeutenden Vorrath von Nahrungsmitteln, Wasser ꝛc., und Geschenken für die Indianer, zusammen 3620 Pfund Gewicht.

Am 13. Scharfer Wind aus N. W. Sieben Uhr Morgens traten wir unsere Reise an und fuhren über den Arm des Flusses, vom Schooner bis Little Peters Point, etwa zwei Meilen. Das Wetter war sehr kalt und die Reise beschwerlich. Jenseit der Spitze kamen wir in Schutz vor dem Winde, bis wir Wigwam Point, zwei Meilen weiter hinauf an der Nordseite, erreichten. Hier wendet sich der Fluß nördlich und eine Meile weiter hinauf ist Hrn. Millers oberster Lachsfang. Drei Uhr Nachmittags erreichten wir die Ueberbleibsel eines Hauses, das W. Cull im vorigen Winter bewohnt hatte, und beschlossen, die Nacht daselbst zu bleiben, konnten aber vor Kälte nicht schlafen. Wir hatten in acht Stunden nur acht Meilen zurückgelegt.

Den 14. brachen wir mit Tagesanbruch auf. Nach zwei Meilen Weges erreichten wir die in der Mitte des Flusses gelegenen Nutt-Inseln, eine Meile weiter, den ersten Wasserfall. Das Eis ward hier so uneben, daß wir nur mit der größten Anstrengung vordrangen und um drei Uhr nur sieben Meilen zurückgelegt hatten. An dem Orte, wo wir die Nacht verweilten, ließ ich für zwei Tage Brod, Fleisch ꝛc. zurück, zum Gebrauche auf unserem Rückweg.

Den 15. Der Fluß krümmte sich von W. nach N. W. Der Weg war eben so beschwerlich, als zuvor, und der größten Vorsicht unerachtet mußten am Abend die meisten Schlitten ausgebessert werden. Unsre Tagereise betrug wieder sieben Meilen.

Den 16. eilf Uhr V. M. entdeckten wir am nördlichen Ufer des Flusses zwei alte Wigwams, die aber in der

letzten Zeit wohl nicht bewohnt waren. Zwei und ein halb Uhr N. M. erreichten wir das untere Ende des groſsen Waſserfalls und machten Halt. Während die Uebrigen Feuer und Umzäunung in Ordnung brachten, ging ich mit Cull und Taylor weiter, um Spuren der Indianer zu ſuchen. Nach vielen Beſchwerden fanden wir einen Weg, den ſie noch neulich, doch nicht in groſser Anzahl, gegangen waren. Mit Tagesſchluſs kamen wir zu unſerm Feuerplatz zurück.

Den 17. waren wir mehrmals genöthigt, unſre Schlitten abzuladen und die Fäſſer über ſteile, hervorſpringende Klippen hinweg zu heben. Bei dem Wege der Indianer ließ ich halten, und verfolgte denſelben mit vieler Mühe bis zum obern Ende des Waſſerfalls, ein und eine viertel Meile weit. Mittags fiel heftiger Regen, und um drei Uhr N. M. hatten wir nach vielen Mühſeligkeiten etwas über anderthalb Meilen zurückgelegt. Der Regen hielt bis neun Uhr Abends an.

Den 18. brachten wir mit vieler Mühe die Schlitten weiter, gegen Mittag aber ward der Weg beſſer. Mehrere Inſeln ließen wir zur Linken liegen, und zwei und ein halb Uhr N. M. machten wir Halt in einer Bucht am nördlichen Ufer, wo der Fluſs anderthalb Meilen breit iſt, und mehrere Inſeln umfließt. Ich ging mit Cull noch zwei Meilen weiter zu einem Orte, wo dieſer im vorigen Winter geweſen war, und zwei Wigwams gefunden hatte; von dieſen aber war keine Spur. An den Büſchen war Birkenrinde befeſtigt, um das Wild an den Fluſs herunterzulocken.

Den 19. mußten wir uns durch schroffe Eismassen einen Weg zum südlichen Ufer bahnen, weil am nördlichen alles Holz nieder gebrannt war. Doch legten wir bis vier Uhr N. M. zehn Meilen zurück, fuhren an mehreren Inseln vorbei und sahen einen Fuchs.

Den 20. zerbrachen zwei Schlitten. Mittags heller Sonnenschein und warm. Vier Uhr N. M. blieben wir auf einer Insel, zwei Meilen oberhalb eines Baches, Badger Bai Brook genannt; zwölf Meilen von dem letzten Nachtlager. Wir sahen die Ueberbleibsel eines Wigwam. — Von diesem Bache aufwärts sind an beiden Ufern meilenlange Wälle. Ein solcher erstreckte sich auch westlich durch die Insel, auf welcher wir blieben.

Den 21. machte uns ein Wasserfall viele Schwierigkeiten; doch brachten wir die Schlitten glücklich hinüber und legten eilf Meilen zurück. Beide Ufer waren von dem Wasserfall an mit Wällen eingefaßt.

Am 22. trafen wir nach zwei Meilen Weges an der Südseite ein Vorraths-Haus. Cull behauptete, vor einem Jahre sei keins da gewesen. Es war neuerbaut, rund und mit Thierfellen bedeckt. In dem Eise waren zwei Pfähle befestigt, als ob kürzlich Kähne da gewesen wären. Vier Meilen weiter kamen wir an einer Insel vorbei, und zwei Meilen von dem westlichen Ende derselben fanden wir, auf einem hervorragenden Felsen, mehrere Hirschgeweihe; einige hundert Schritt weiter, die Wände eines Wigwam und daneben ein, an einen Baum gehängtes Thierfell, und etwas weiter hinab, am südlichen Ufer, wieder Ueberbleibsel eines Wigwam. Auch trafen wir ver-

schiedentlich auf eine Spur von Menschenfüßen, und überall Wälle, die sich theils längs dem Fluß hin, theils ins Land hinein erstreckten. Wir machten an diesem Tage zwölf Meilen und stellten in der Nacht bewaffnete Wachen aus.

Den 23. Da wir merkten, daß die Indianer auf der andern Seite des Flusses wohnten, war es mein Wunsch, durchzuwaten; allein es war unmöglich, weil der Fluß sehr reißend war. Bald waren wir genöthigt, uns in zwei Theile zu theilen, da wir die Schlitten durchaus nicht weiter fortbringen konnten. Die eine Hälfte blieb deßhalb bei dem Gepäck zurück, die andre begleitete mich weiter. Etwa vier Meilen weiter gewahrten wir an der Südseite einen Pfad im Schnee, der uns Gewißheit gab, daß die Indianer an der Südseite aufwärts gegangen waren. — Der Fluß ward immer enger und flacher. — Bald darauf trafen wir frisch abgehauene Baumstämme; die Wohnungen der Indianer konnten also nicht fern mehr seyn; dann krümmte sich der Fluß und wir sahen einen großen Landsee vor uns, dessen Oberfläche mit ebenem Eis bedeckt war. Ich hieß meine Gefährten in den Wald gehen (damit wir nicht entdeckt würden) und einen Aufenthalt für die Nacht bereiten. Ich selbst aber ging mit Cull weiter und bemerkte gegen Abend am andern Ufer zwei Menschen, von denen der eine einen Schlitten zog; da jedoch bis zum Morgen nichts weiter geschehen konnte, kehrten wir zu den Uebrigen zurück und stellten wieder bewaffnete Wachen aus.

Den 24. vier Uhr Morgens brachen wir auf und zogen so still als möglich am östlichen Ufer hin und dann

quer über den See, um die Spur des Schlittens zu gewinnen, den wir am vorigen Abend gesehen hatten. Wir mußten entsetzlich von der Kälte leiden; doch gelang es uns, vor Tages Anbruch die erwünschte Spur zu finden, die uns erst zu einem alten Wigwam, dann aber wieder zurück und quer über den See zu dem Ufer hinführte, das wir verlassen hatten. Da der Tag herannahte, mußten wir eilen, um wo möglich die Eingebornen zu überraschen, während sie noch schliefen. Bald sahen wir Kähne und kurz darauf 3 Wigwams. Ich ließ die Waffen nachsehen und ermahnte meine Leute, sich aller Unziemlichkeiten, besonders auch gegen die Weiber zu enthalten. Darauf erstiegen wir das Ufer, theilten uns in drei Abtheilungen und umgaben so die drei Hütten. — Wir riefen die Leute drinnen, erhielten aber keine Antwort; als wir die Felle, welche den Eingang verdeckten, wegnahmen, sahen wir Männer, Weiber und Kinder in der größten Bestürzung liegen, ohne sich zu bewegen. Mein erster Gedanke war, ihnen statt der Furcht Vertrauen zu uns einzuflößen; was uns auch bald gelang, indem wir ihnen die Hände reichten und uns sehr freundlich zeigten. Die Weiber umarmten mich für meine Aufmerksamkeit gegen ihre Kinder; bald wurden sie neugierig und untersuchten unsere Kleidung mit großer Aufmerksamkeit und Verwunderung. Sie zündeten ein Feuer an und setzten uns Wildfleisch vor und einen festen Kuchen von Fett, wovon sie zu dem magern Fleisch aßen. Alles versprach die größte Freundschaft; wir gaben ihnen Messer, Tücher und andre Kleinigkeiten, wogegen sie uns Felle anboten.

Leider war uns ihre Sprache völlig unverständlich und unsere Geschenke waren wenigstens 12 Meilen weit entfernt. Ich versuchte Alles, um ihnen meinen Wunsch begreiflich zu machen, daß einige von ihnen uns zu unserem Gepäck begleiten möchten, um es herbei zu holen; was sie endlich sehr wohl zu verstehen schienen. $3^1/_2$ Stunden brachten wir in vermittelnden Bemühungen bei ihnen zu, und allem Anscheine nach herrschte die größte Freundschaft zwischen uns; da uns aber die Mittel fehlten, sie noch mehr von unserm Wohlwollen zu überzeugen; so deuteten wir ihnen unsre Absicht an, aufzubrechen, und bald wieder zu kommen, worauf Vier von ihnen sich erboten, uns zu begleiten. Das Vertrauen meiner Leute zu den Eingebornen war so groß, daß fast jeder den Wunsch äußerte, zurückbleiben zu dürfen. Um den Indianern das gegenseitige Vertrauen zu zeigen, gewährte ich den Wunsch zweien von meinen Leuten, die überdieß ihre Schneeschuhe ausbessern wollten. Wir nahmen darauf Abschied und sie äußerten ihre Zufriedenheit darüber, daß zwei von uns bei ihnen bleiben wollten. Als wir zum Flusse kamen, liefen zwei von den Indianern, von denen einer ihr Oberhaupt war, zu dem Platze, wo wir die letzte Nacht zubrachten. Als sie daselbst nichts fanden, gab der letztere den andern Beiden den Befehl, uns weiter zu folgen, was sie auch gerne thaten; — doch nicht lange darauf lief der Eine plötzlich in großer Eile davon und rief dem Andern, ihm zu folgen. Ich bin gewiß, daß keiner meiner Leute irgend eine Veranlassung zu dieser Flucht gegeben hatte, und um die Stimmung des noch bei uns gebliebenen In-

dianers zu erforschen, gab ich ihm zu verstehen, er könne gerne gehen, wozu er aber nicht die geringste Neigung zeigte. Als wir 3 Uhr Nachmittags zu den Unsrigen kamen, schien er betroffen über ihre große Anzahl; doch ward er bald wieder ruhig und sehr erfreut über die Geschenke für seine Landsleute, welche ich ihm zeigte, bestehend aus wollenen Decken, Tüchern, Hemden, Perlen, Beilen, Messern, zinnernen Töpfen, Bindfaden und Fischhaken. Beinkleider, Wams und Hemd, die ich ihm schenkte, zog er mit sichtlichem Behagen an, jede Unanständigkeit sorgsam vermeidend.

Den 25. 2 Uhr Nachmittags kamen wir zu den Wigwams zurück, fanden sie aber verlassen, und nichts darin, als einige Thierfelle; worüber der Indianer in die äußerste Bestürzung gerieth, die bis zum höchsten Schrecken stieg, als ich Befehl gab, das Feuer aus dem einen Wigwam hinauszuschaffen, weil wir in ein anderes, bequemeres ziehen wollten. Vermuthlich fürchtete er, wir hätten die Absicht, die Wigwams und Kähne, oder gar ihn selbst zu verbrennen. Ich hielt es, zur Sicherheit meiner, bei den Indianern zurückgebliebenen Leute für das Beste, ihn nicht länger, wie es zuletzt geschehen war, als Gefangenen zu behandeln. Ich ließ ihn deßhalb frei, machte ihm noch mehrere Geschenke und gab ihm zu verstehen, daß ich wünschte, seine Gefährten möchten zurückkehren. Er lächelte, blieb bei uns und brachte die Wigwams in Ordnung. Er zeigte mir einen 6 Fuß langen, rothen Stab, als Ehrenzeichen des Mannes mit der hohen Mütze, desselben, den ich für das Oberhaupt ange-

sehen hatte. Als die Nacht heran kam, ließ ich doppelte Wachen ausstellen und den Eingang mit Fellen verhängen.

Den 26. mit Tages Anbruch setzten wir uns in Bewegung, ließen jedoch in jedem Wigwam gleichviele Geschenke zurück, und bedeuteten dem Indianer, daß sie für die Bewohner derselben bestimmt seien. Der letztere blieb immer bei uns, als wir aber etwa $^2/_3$ Meilen gegangen waren, hielt er plötzlich inne, stand einen Augenblick still und lief dann in großer Eile davon. Im Nebel verloren wir ihn schnell aus dem Gesicht, und als wir weiter gingen, sahen wir zu unserm Schrecken die Leichname unserer beiden Gefährten, von Pfeilen getroffen und aller Kleider beraubt. Die anfänglichen Gefühle der Trauer wurden bald durch den allgemeinen Wunsch zur Rache verdrängt; die Klugheit aber gebot mir, diesem Wunsche nicht zu folgen, sondern zurück zu eilen, um die bei den Schlitten zurück gebliebenen Leute vor einem ähnlichen Schicksal zu bewahren. Wir fanden sie in Ruhe und Wohlsein, und eilten, da Thauwetter eintrat, zum Adonis, dem Schooner des Lieutenant Buchan, zurück, wo wir den 30. Januar nach einer sehr beschwerlichen Reise glücklich eintrafen.

Genaue Nachrichten über die Indianer in Neufoundland wird man von mir nicht erwarten; jedoch ist auch der unvollkommenste Bericht über ein ganz unbekanntes Volk von Interesse. Sie scheinen die Insel nicht bloß gelegentlich zu besuchen, sondern beständig zu bewohnen. Ihre Wigwams sind zweierlei Art, theils zirkelförmig, theils achteckig. Jene bestehen bloß aus einigen Latten,

die von einer Gabel getragen werden, grade wie es bei andern Nordamerikanischen Stämmen gewöhnlich ist. Aber diese Art dient bloß zu ihrem Sommeraufenthalt, während sie an den Seen und Flüssen beschäftigt sind, um sich Lebensunterhalt für den Winter zu verschaffen. Diejenigen, worin ich sie fand, waren achteckig und mit vieler Sorgfalt gebaut. Der Durchmesser war am Boden 20 Fuß lang, die senkrechten, 4 Fuß hohen Wände bestanden aus Holzpfälen und Erde; daran war eine Mauerplatte befestigt, von welcher aus hervorragende Latten ein kegelförmiges Dach bildeten, das sich oben in eine zirkelförmige Oeffnung endigte, hinreichend, um den Rauch hinaus und das Licht herein zu lassen. Von jedem Winkel aus waren in graden Linien, gegen den Mittelpunct hin, Gitter gezogen, wodurch 8 Abtheilungen (Kammern) gebildet wurden; die mit zubereiteten Thierfellen gefüllt waren. In der Mitte unterhielten sie ein Feuer, und um dieses herum hatten sie ihre Ruheplätze, wo sie mit den Füßen gegen das Feuer hin lagen. Das ganze Wigwam war mit Birkenrinde belegt, und von außen mit Erde bedeckt, wodurch diese Wohnungen auch bei der strengsten Kälte mit geringem Feuer warm gehalten werden; auch war alles bei weitem besser gearbeitet, als man erwarten konnte. Ihre Kähne waren ebenfalls sehr nett gearbeitet. Das Gerippe war von Birkenholz, bedeckt mit fest zusammengenähten Stücken Rinde und bestrichen mit Tannenharz. Ihre Hausgeräthe waren sämmtlich aus Birken- und Tannenrinde verfertigt, doch schien es nicht, als ob diese zum Kochen gebraucht würden; ich glaube, sie kochen überhaupt

nicht, sondern braten und rösten Alles. Sie waren wohl versehen mit Beilen, worauf sie einen hohen Werth legen und die sie scharf und blank halten; auch fanden wir in einer Kiste über 100 neue Pfeilspitzen.

Nach den Beschreibungen der Colonisten sind die Neufoundländischen Indianer von gigantischem Wuchs. Allein in Betreff des Stammes, den wir sahen, ist diese Behauptung falsch, und hat vielleicht ihren Ursprung in der Masse ihrer Kleider. Sie sind gut gewachsen, sehr gesund und kräftig, und die Männer im Durchschnitt 5 Fuß 8 Zoll hoch. Mit einer Ausnahme hatten sie schwarzes Haar; ihre Gesichtszüge zeichnen sich aus vor denen aller übrigen Stämme, die ich gesehen habe, und so viel ich durch eine Farbe von Oel und rother Erde, womit sie sich beschmieren, sehen konnte, waren sie hübscher, als die übrigen Indianer. Die erwähnte Ausnahme, in Betreff der Haare, machte ein Frauenzimmer, die ganz wie eine Europäerin aussah. Sie schien etwa 22 Jahr alt, hatte helles Haar und französische Gesichtszüge. Sie trug ein kleines Kind und benahm sich ganz anders, wie die Uebrigen; anstatt des plötzlichen Wechsels von Erstaunen und Schreck zur Vertraulichkeit, äußerte sie kein Wort, und erholte sich nie aus dem Zustand, in den unser plötzlicher, unerwarteter Besuch sie versetzt hatte.

Die Tracht dieser Indianer besteht in einem weiten Kleide, ohne Aermel, am Kragen aber gefaltet, damit es nicht von den Schultern fällt, und so lang, daß es dreimal um die Hüften geht, und einen guten Schutz für den Unterleib bildet. Dieses Kleid, so wie alle ihre Klei-

dungsstücke, besteht aus Thierfellen. Die behaarte Seite tragen sie nach innen, auf den Leib, die andre wird mit Oel und Erde bestrichen, und dadurch vortrefflich gegen Wind und Wetter geschützt. Mit einem andern Stück Fell binden sie jenes Gewand zu. Der einzige Unterschied in der Tracht der beiden Geschlechter ist eine Kappe oder Tasche, welche die Weiber auf dem Rücken tragen, um ihre Kinder hineinzusetzen. Wenn die Männer schießen wollen, entblößen sie ihre rechte Schulter und knien auf dem rechten Knie nieder. Den Bogen halten sie senkrecht, so daß das untere Ende auf dem linken Fuß ruht. Die Pfeilspitzen sind von Eisen, ohne Widerhaken, aber gut gearbeitet und in Verhältniß zum Schaft so leicht, daß die Pfeile auf dem Wasser schwimmen, also immer wieder geholt werden können. Ihre Schneeschuhe sind ganz eigenthümlich, 15 Zoll breit, $3^1/_2$ Fuß lang, mit einem Schwanz von einem Fuß Länge, beide Enden aufwärts gebogen.

Ohne Verdacht zu erregen, konnte ich über ihre Zahl nicht zur Gewißheit kommen; doch waren ihrer nicht unter 35 erwachsene Personen, wovon wahrscheinlich $^2/_3$ Weiber waren. Die Zahl der Kinder war ungefähr 30, die meisten nicht über 6 Jahr alt, und man kann keine schönere Kinder sehen.

Wie groß auch ihre Zahl im Innern von Neufoundland seyn mag; es schien keineswegs an Lebensmitteln zu fehlen. Sie hatten einen bedeutenden Vorrath von Wildfleisch in Packen von 3 Fuß Länge und 15 Zoll Breite und Höhe, und 150 bis 200 Pfund Gewicht, jedes Pack

sauber in Kisten aus Birkenrinde bewahrt. In den Seen und Teichen giebt es Forellen in Ueberfluß, und jährlich zweimal, im Mai und October, kommen ganze Züge von wilden Gänsen gezogen.

Die Meinung, daß die Zahl der Indianer gering sei, weil man ihrer nicht so viele mehr sieht als sonst, ist meines Erachtens irrig. Daß sie nicht an die Küsten kommen, ist sehr natürlich. Die Colonisten glaubten, kein verdienstlicheres Werk thun zu können, als jeden Indianer, den sie nur erblickten, auf der Stelle zu erschießen. Sie zogen sich daher in's Innere zurück und vertauschten allmählig die Fischerei, von der sie Anfangs lebten, mit der Jagd, wozu ihnen die Vergrößerung und Erweiterung der Colonien behülflich war, indem sie nun mehr Gelegenheit hatten, sich Eisen zu erbeuten.

Ueber den Ursprung dieser Indianer ist man verschiedener Meinung; Einige glauben, daß sie vom festen Lande von America kommen, Andere, daß sie von den Norwegern stammen, die vor etwa 1000 Jahren diese Insel entdeckt haben sollen. Ich hatte Leute mit mir, welche Norwegisch und fast alle Dialecte des nördlichen Europas sprachen, aber von dieser Sprache verstanden sie nichts. Mir klang sie wie ein wahres Kauderwelsch, reißend und heftig, während die Sprache der andern Indischen Stämme, die ich hörte, gewöhnlich sanft, fließend und melodisch lautete.

Das Land ist im Innern im Allgemeinen gebirgig, in den Ebenen und Thälern aber giebt es Flüsse, Seen und Marschen. Die Waldungen bestehen meistens aus

weißen und rothen Tannen, Birken und Aeschen; doch ist das Wachsthum dieser Bäume sehr gehemmt, und wenn sie einmal eine beträchtliche Dicke gewinnen, sind sie gewöhnlich im Innern verdorrt. Weiter in's Innere hinein werden die Birken immer kleiner und seltener, bis sie am Ende ganz verschwinden. An vielen Orten sind sehr große Strecken der Wälder niedergebrannt, und an andern ist wieder junges Holz im Nachwachsen, so daß man deutlich sieht, wie der Brand zu verschiedenen Zeiten Statt gehabt hat. Von der Nordseite aus ist der See, an welchem wir die Eingebornen fanden, wahrscheinlich noch nicht entdeckt gewesen; allein von der Bai of Islands (Inselbai) aus, längs dem Fluß Humber, oder von der St. Geo'ge-Bai aus, muß er ohne Zweifel schon gesehen seyn; denn in Cook und Lanes Charte, die im Mai 1794 von Laurie und Whittle herausgegeben ward, ist ein See verzeichnet, der nach Verhältniß der Entfernungen kein anderer als der hiererwähnte seyn kann.

# Die Insel Cuba, und insbesondere Havana im Jahre 1817.

Aus dem Tagebuch eines reisenden Franzosen.

Den 15. Januar 1817 auf dem Meere.

Mit Tages-Anbruch waren wir im Angesicht der schönen Insel Cuba. Um $6^3/_4$ Uhr waren wir grade unter dem nördlichen Wendekreis, als sich eben die Sonne in ihrer ganzen Pracht erhob, und um 11 Uhr fuhren wir längs den freundlichen Küsten im Osten von Havana hin. Unser Capitän machte sich das Vergnügen, von 11 Uhr Abends bis 5 Uhr Morgens das Schiff beizulegen, obgleich er ohne alle Gefahr hätte weiter segeln können, denn die Küste von Cuba ist in der Gegend von Havana sehr sicher. Er setzte sich dadurch der Gefahr aus, falls eine Windstille eingetreten wäre, durch die starke Strömung unaufhaltsam nach Norden in die Ausfahrt der Meerenge fortgerissen zu werden. Um $10^1/_2$ Uhr waren wir unter den Kanonen des Forts Cochyma, an einem kleinen Meerbusen dieses Namens. Dieses gemauerte Fort

ist sehr hoch über dem Meere erhaben, eine Meile nordöstlich von dem Fort More, welches die Einfahrt nach Havana beschützt. Die umliegende Gegend ist mit Holz bewachsen. Um 11½ Uhr waren wir unter dem Fort More, das auf einem hohen Felsen liegt und von der, ¾ Kanonenschußweite östlich gelegenen Citadelle de la Cavagne beherrscht wird. Die Einfahrt in die Bai von Havana sieht grade aus, als wäre sie durch Menschenhände in den Felsen gehauen. Dem Fort More gegenüber, zur Rechten, liegt das Fort de la Pointe, welches die Einfahrt von dieser Seite deckt.

## Cuba

ist eine große Insel des nördlichen America, an der Einfahrt des Mexicanischen Meerbusens und im Westen von St. Domingo.

Westliche Länge, 76° 30′ — 86° 38′;
nördliche Breite, 19° 46′ — 3° 29′.

Diese Insel ist ungefähr 230 Wegstunden (lieues) lang und 40 bis 50 breit. Im Norden, wie im Süden, liegen viele kleine Inseln; jene heißen: der Garten des Königs; diese: der Garten der Königin. Eine Gebirgskette durchschneidet sie von Osten nach Westen; in der Nähe des Meeres aber ist das Land im Allgemeinen niedrig und in der regnigen Jahreszeit, wenn die Sonne senkrecht steht, überschwemmt. Man treibt hier viele Bienen- und Viehzucht; letztere liefert die bekannten sogenannten Havana-Felle. Man gewinnt außerdem Zucker,

Caffee, sogenannten Spanischen Taback, und Cigarren, Talg, Gewürze, z. B. Ingwer, Cassia, Mastik, Aloë, Sassaparille, viel Maniok und Schildkrötenschalen.

Columbus entdeckte diese Insel auf seiner ersten Reise, und war entzückt von ihrer Schönheit und Fruchtbarkeit; allein er verließ sie bald und begab sich nach Hayti, (später Hispaniola und dann St. Domingo genannt,) wo er mehr Gold zu finden hoffte. Er kam nicht zur Gewißheit, ob Cuba eine Insel oder ein Theil des festen Landes sei; erst 1508 ward sie von Ocampo umschifft, und 1511 von 300 Spaniern, unter Valasquez erobert. Vermuthlich haben die Schriftsteller jener Zeit die Zahl der Einwohner dieser Insel zu hoch angegeben, und man kann ziemlich sicher $\frac{9}{10}$ der bei der Eroberung angegebenen Todten abziehen. Der Gebrauch des Feuergewehrs war damals noch sehr unvollkommen, und den eingebornen Americanern fehlte es keineswegs an Muth. Die Familien der Eingebornen sind noch um alle Europäische Niederlassungen verbreitet, und die wahren Todfeinde dieser Unglücklichen sind Blattern und geistige Getränke.

Cuba hat viele vortreffliche Häfen, und die Cultur hat seit einigen Jahren wunderbar zugenommen. Außer den genannten Erzeugnissen werden täglich Früchte in großer Menge nach Neu-Orleans, Charlestown, Baltimore und in die verschiedenen Häfen der vereinigten Staaten ausgeführt. Auch findet man reiche Kupfermienen und etwas Gold in den Flüssen.

In den Wäldern sind wilde Schweine und wilde Thiere aller Art in Ueberfluß. Die vorzüglichsten Holzarten sind Mahagoni, Gaïak u. s. w. Der Boden ist vortrefflich; das Clima warm und trocken, doch gemäßigter als in St. Domingo, wegen des Regens und der Winde aus Norden und Osten, die es erfrischen. Man hat selbst im Januar in den Wäldern Eis gefunden; gewöhnlich aber ist im Januar und Februar die Luft in den Ebenen von 17 bis 18 Grad Wärme. Die Bevölkerung beläuft sich gegenwärtig auf 300,000 Seelen. Die Insel hat einen General-Gouverneur und ist in achtzehn Gerichtsbezirke getheilt, deren jeder ihren Magistrat hat. Die Naturgeschichte dieser großen Insel ist sehr unvollständig.

Havana ist die Hauptstadt von Cuba; sie ward erbaut im Jahre 1519. Morgan, ein berühmter Americanischer Seeräuber, nahm diesen Ort im Jahre 1669 ein; im Jahre 1761 eroberten ihn die Engländer und fanden daselbst große Schätze. Nach dieser Zeit sind die Festungen in Cuba von den Spaniern bedeutend verstärkt worden. Havana ist die Residenz des obersten Befehlshabers, und der Sammelplatz aller Spanischen Flotten. Der Hafen kann 1000 Schiffe fassen, und der Handel ist sehr bedeutend.

Das erwähnte Fort Cavagne beherrscht das Innere des Hafens und steht in Verbindung mit einem Fort Nr. 4, welches noch höher im Nord-Osten von Havana liegt.

Ferner ist westlich von der Stadt auf einer Höhe das Fort Principe, und endlich am Meeres-Ufer südwestlich vom Fort de la Pointe, das Fort Santa-Clara.

Nahe der Einfahrt kam ein Officier an Bord, um die Pässe in Empfang zu nehmen; die Fremden müssen Bürgschaft leisten, und Niemand wird vom Schiffe gelassen, bevor die Quarantaine-Beamten dasselbe untersucht haben.

Um $5^1/_2$ Uhr begab ich mich in die Stadt, um mir eine Wohnung zu miethen.

Den 16. Januar. Beim Eintritt in die Stadt ward ich sehr unangenehm überrascht durch die große Unreinlichkeit der Straßen, welche sehr eng, ungepflastert und in der Mitte vertieft sind. Sie sind beständig dunkel, und sobald es ein wenig regnet, für Fußgänger durchaus ungangbar, weßhalb man an öffentlichen Plätzen beständig Cabriolets findet, die mit einem Maulthiere bespannt sind.

Die Bauart der Stadt ist sehr eigenthümlich und auffallend. Die Häuser haben gewöhnlich nur ein Stockwerk, dessen Inneres unbedeckt ist bis zum Giebel des Daches. Man sieht darin nichts als weiß, blau und gelb buntbemalte Mauern; der Fußboden besteht aus gehärteter Erde. Die Leuchter und Lampen sind von Kupfer und sehr geschmacklos; Kamine giebt es nicht, obgleich das Feuer zu Zeiten sehr dienlich gegen die Feuchtigkeit seyn würde. Als Fenster dienen hölzerne Gitter, die 12 Fuß hoch sind, wie in den ältesten Spanischen Städten. Die Weiber kommen nie heraus, doch hört man sie Abends Guitarre spielen. Armuth, Faulheit und Unreinlichkeit sind an der Tagesordnung.

Das Entsetzlichste aber ist die fortwährende Gefahr, ermordet zu werden. Täglich hört man von Erdolchungen,

und schon die Kinder üben sich in diesem Handwerk, spielend mit hölzernen Dolchen. Eifersucht und Rache sind gewöhnlich die Ursachen dieser Mordthaten.

Den 17. Januar. Es herrscht hier ein für diese Jahreszeit sehr ungewöhnliches Wetter; seit einigen Tagen unaufhörlicher Regen mit Nord-Nord-West-Winden und dabei milde Luft.

Der hiesige Dom ist ein Gebäude von Stein; das Aeußere geschmacklos, das Innere einfach und edel; in den Nischen schöne Gemälde, an der Decke Fresco-Malereien von der Meisterhand des Italieners Peruagni. Auch der Altar zeichnet sich durch einfachen schönen Geschmack aus.

Den 18. Januar. Das Wetter ist wieder gut; die Straßen sind halb aufgetrocknet, und auch die Fußgänger können ihre Wohnungen wieder verlassen.

Abends zwischen 6 und 7 Uhr wird geläutet. Alle Menschen bleiben etwa 5 Minuten betend auf der Straße stehen, die Männer mit entblößtem Haupte. Auch in den Häusern und Gesellschaften steht Alles auf und betet, worauf die Mädchen zu ihren Vätern gehen und ihnen mit einem Handkusse einen guten Abend wünschen.

Ich war heute auf dem St. Franciscus-Platze, wo das beste Wirthshaus ist. Man hat hier eine schöne Aussicht auf das ganze Innere der Rhede, mit unzählig vielen Schiffen von allen Flaggen; dieses große Bassin ist rings umgeben mit lachenden Hügeln, geschmückt mit Gärten, Landhäusern und Wäldern.

Sonntag den 19. Januar. Mittags nahm ich eine volante (Land-Wagen) und fuhr zu einem reichen Gutsbesitzer. Als ich zum Landthore hinausfuhr, wunderte ich mich über den vortrefflichen Zustand der Befestigungen, die sämmtlich sehr stark gemauert sind. Ein Theil der Wälle wird zu einer öffentlichen Promenade benutzt. Die Vorstadt de la Salud ist unregelmäßig und düster, doch giebt es einige Häuser mit hübschen Gärten. Die Bevölkerung dieser Vorstadt wird auf 30,000, die von Havana überhaupt auf 180,000 angegeben; doch scheint mir die Angabe übertrieben. Als ich zurückfuhr, waren Straße und Promenade sehr lebhaft. Die ganze schöne Welt ging oder fuhr spazieren, und wirklich ist die Gegend von dieser Seite unbeschreiblich schön. Die Promenade besteht aus einer großen Allee von Cocosbäumen und Palmen; diese dient zum Fahren; zu beiden Seiten aber sind kleinere Alleen von Citronen- und vielen andern Bäumen. Sie sind über eine Meile lang in grader Richtung, dann wenden sie sich plötzlich zum Meere hin und eröffnen eine prächtige Aussicht auf den Hafen und das Fort Morc. Auch sieht man Springbrunnen, eine schöne Statue Carl III., im Jahre 1803 von Velasquez in Madrid gearbeitet.

Den 20. Januar. Der Weg, welcher zur Landpforte führt, trennt die beiden Vorstädte de la Salud und des Serres.

Nach zuverlässigern Nachrichten, als die obigen, beläuft sich die Bevölkerung dieser beiden Vorstädte auf etwa

40,000, die der Stadt auf 50,000 Seelen; im Ganzen also unter 100,000. Vom Landthore südlich gelangt man zum dritten und letzten, dem Arsenal-Thore, und von hieraus bildet eine senkrechte Mauer die große Einfassung des Arsenals und des Werfts für die Marine. Von diesem Thore läuft der Wall fort, bis er wieder an die Bucht stößt, und bildet bis zur Einfahrt des Hafens, nach dem Augenmaße, den 4ten Theil eines Zirkels. Man hat von hier das Innere des Hafens grade vor sich; auf dem entgegengesetzten Ufer sieht man in einiger Entfernung das Dorf Regle, eine Menge bebauter Hügel und hübsche Häuser, die durch ihre weiße Farbe auf dem ewig grünen Grunde, der sie umgiebt, sehr vortheilhaft hervorgehoben werden; und zur Rechten liegen, auf dem Gipfel eines Berges, die einsamen Bastionen des Forts del Principe. Der innere Theil des Walles führt von hier zur Promenade, an deren Ende ein schwerfälliges, ungestaltetes Gebäude liegt, das die Schaubühne enthält.

Mittags besuchte ich den Befehlshaber der Insel Cuba, der mich freundlich aufnahm. Er allein hat das Recht, in der Stadt mit 8 Pferden zu fahren.

Den 22. Januar. Heute früh kam eine Englische Fregatte aus Jamaica an, um eine bedeutende Summe zurückzufordern, welche von einer andern gescheiterten Fregatte gerettet und nach Havana gebracht seyn sollte. Die Spanier behaupteten, 200,000 Piaster weniger in Händen zu haben, als die Engländer verlangten; diese aber bestanden auf ihrer Forderung und drohten, im Fall der

Weigerung, den Friedensbruch. Bis jetzt ist die Sache unentschieden, und man scheint hier deßhalb in großer Verlegenheit.

Der Handel ist lebhaft; täglich laufen Schiffe ein und aus. Vorzüglich bedeutend ist der Sclavenhandel. Der Preis eines Sclaven ist hier nur 350 Piaster, während er in Neu-Orleans 1000 Piaster beträgt. Ich war in mehreren Verwahrungshäusern dieser Unglücklichen. Männer und Weiber waren getrennt. Jenen hatte man der Reinlichkeit wegen das Haupthaar abgeschnitten. Ihres leidenden, verhungerten Ansehens ungeachtet tanzten sie zu einer rauschenden Musik und sangen in wilden Tönen. Die Weiber waren bis auf Hals- und Armbänder, womit sich einige schmückten, fast ganz nackend. Dennoch ging hinein, wer da wollte, und die jungen Leute scherzten mit den weniger Häßlichen. Jetzt trat mit dem Worte Bacca! ihr Meister herein, und plötzlich stimmte eine von ihnen einen Lieblingsgesang an, und alle sangen den Chor, indem sie mit den Händen den Tact schlugen.

Den 23. Jan. Acht Spanische Kriegsschiffe, worunter zwei Fregatten, liefen heute in den Hafen von Havana ein. Eine der Fregatten grüßte mit eilf Kanonenschüssen, die vom Fort More nur mit fünf erwiedert wurden. Der Capitän der Englischen Fregatte droht, dieselbe zu verlassen und sich als Gefangenen auszuliefern, wenn man ihm die verlangte Summe nicht zahle; weiter ist noch nichts bekannt worden.

Die Hitze ist heute sehr empfindlich. Der unangenehme Schmutz hat sich in unbequemen Staub verwandelt; in den Straßen aber hat man etwas Schatten, theils weil sie eng sind, theils wegen der vielen hohen Privathäuser, Kirchen, Klöster und öffentlichen Gebäude. Uebrigens ist Havana, in den Häusern sowohl, als von aussen, äußerst unreinlich, was besonders in einem so heißen Himmelsstriche sehr unangenehm und der Gesundheit nachtheilig ist.

Trotz aller dieser Unannehmlichkeiten ist Havana dennoch in Vergleich mit den vereinigten Staaten ein wahres Paradies, wegen der Schönheit des Himmels, des Characters der Einwohner, der Treue, Freiheit und Ruhe, deren man genießt *). Der Nichtgebrauch des Papiergeldes, die bessere Lebensweise, das Angenehme und Gastfreundliche der Personen der ersten Classe geben diesem Lande ein ganz anderes Ansehen. Nichts von dieser lächerlichen Prahlerei, von diesem tückischen, antirepublicanischen Hochmuthe, der in genauem Verhältniß steht mit der Nichtigkeit der Americaner, in allem, was dazu dienen kann, einen edlen Stolz einzuflößen.

Den 26. Jan. Die Keime des Aufruhrs, welche die Zeit in den verschiedenen Colonien der Antillen unter den Schwarzen entwickelt hat, werden hier aus der Vertraulichkeit der Sclaven mit ihren Spanischen Herren, und aus einem sehr unpolitischen, zu ihrem Vortheil dienenden

*) Der Verfasser scheint etwas leidenschaftlich gegen die vereinigten Staaten eingenommen. A. d. U.

Rechts-System hervorgehen. Das Gesetz hat den Sclaven Eigenthumsrecht gegeben; es verlangt ferner, daß jeder Sclave auf Verlangen von seinem Herrn verkauft werden muß, und daß er nie theurer verkauft werde, als er eingekauft ist; so daß Alles, was der Sclave unter einem geschickten Herrn gelernt hat, für diesen völlig verloren ist. Ja das Gesetz bestimmt sogar, daß ein Sclave, und wenn er auch noch so theuer bezahlt sei, sobald er den Besitz von 300 Piastern erlangt hat, und diese Summe seinem Herrn auszahlt, sich augenblicklich seine Freiheit erkaufen kann.

Vor 4 bis 5 Jahren war eine Verschwörung angezettelt, sie ward aber zeitig genug entdeckt, um dem Ausbruche vorzubeugen. Seit der Zeit genießt die Insel der größten Ruhe, und der Handel ist blühend, so daß eine Menge Menschen von allen Nationen, die seit 12 bis 15 Jahren ohne alle Mittel hierher kamen, sich in dieser Zeit zu reichen Eigenthümern hinaufgeschwungen haben.

Diese Gutsbesitzer bilden unter dem Namen Moutères eine wohlberittene Reiterei. Sie sind brav, abgehärtet, schwerbewaffnet, genau bekannt mit den Localitäten, und so gefürchtet, daß ein Einziger eine Menge von Negern in Ordnung halten kann.

Diese Reiterei, verbunden mit den Linien-Truppen, den Mönchen, der Gewalt der Kirche und den vielen Weißen in allen Classen, bilden eine hinlängliche Sicherheit gegen die Neger, deren Zahl hier bei weitem nicht so unverhältnißmäßig groß ist, wie sie es in St. Domingo

war. Allein dieses Mißverhältniß nimmt gewaltig zu. Im Laufe des verflossenen Jahres sind in Havana 24,000 Neger angekommen.

Die Polizei, besonders zur Nachtzeit, ist hier recht gut.

Den 27. Jan. Vor etwa 4 Wochen sind 2 Franzosen hieselbst von ihren eignen Negern ermordet worden. Man hat die Thäter durch dazu abgerichtete Hunde ergriffen; allein ihr Urtheil ist noch nicht gefällt.

Unter den Fremden, welche unstreitig um den Anbau der Insel große Verdienste haben, sind sehr viele Franzosen. Ich aß gestern Mittag mit 2 Englischen Officieren, deren Schiffe kürzlich gescheitert waren. Sie waren mit mir einverstanden, daß die auf den Schiffen gewöhnlichen, täglichen, weitläufigen Berechnungen des Einflusses der Strömungen, Winde ꝛc., zumal in dem Mexicanischen Meerbusen, zu nichts führten, und daß jedes Schiff durchaus einen Chronometer besitzen sollte. Der Capitän sagte: In London kostet ein Chronometer nicht mehr als 80 Guineen. In einem Monate sind 6 Kriegsschiffe verloren gegangen; für den Betrag dieses Verlustes könnten alle Schiffe, die während eines Jahrhunderts in See gehen, mit Chronometern versehen werden.

Den 30. Jan. Gestern Abend unter der Betstunde befand ich mich auf der Straße, wo Alles plötzlich stille steht, um zu beten. Solche leere Gewohnheiten haben keine Kraft, die Sitten zu verbessern. Ich stand auch still; da kam ein Mensch zu mir und bot mir für einen Piaster ein hübsches Mädchen an.

Gegen 5 Uhr Nachmittags zeigen sich an allen Fenstern die Mädchen in all ihrem Glanze, und dieses Vergnügen lassen sie sich durch den unangenehmsten Staub nicht nehmen. Dieser Staub ist wirklich sowohl in der Stadt selbst, als in der Nähe derselben, eine wahre Plage; die Abende aber sind hier, wegen des ungewöhnlich glänzenden Himmels, unbeschreiblich schön.

Den 5. Februar. Man ist in Havana wenig in Allem, was zur Annehmlichkeit des Lebens gehört, fortgeschritten. Von den Gesellschafts-Zimmern im untersten Stockwerke war schon oben die Rede. Die übrigen Zimmer sind eben so ärmlich. Das Bett besteht aus einem biegsamen Rahmen, mit einem Bettuche bedeckt.

Der Luxus besteht hier in den Wagen, die man Volantes nennt. Dieß sind Cabriolets von ungeheurer Breite. Sie hängen in Riemen ohne Federn, und sind von allen Seiten offen; nur vorne hemmt ein ausgespanntes, blaues Tuch den Luftzug und die Aussicht auf eine sehr unangenehme Art. Die Form dieser Wagen, so wie auch des Geschirres und der Livree, ist gewöhnlich sehr geschmacklos und lächerlich.

Handelsleute aller Art sind die Einzigen, die man während des Tages auf den Straßen sieht. Gegen 5½ Uhr fahren die Frauenzimmer auf die Promenade, oder in die Umgebungen der Stadt, kehren gegen 7 Uhr zurück, bringen dann eine Stunde mit Unterhaltung oder Musik hin, und um 8 Uhr begiebt sich jeder nach Hause. Straßen, Plätze, Alles ist dann verlassen; die schönste

Zeit des Tages, wo die kühlen Abendwinde erquickend wehen und der Himmel so prachtvoll glänzt, wird in Trägheit und Unreinlichkeit unter den düstern Dächern hingebracht.

Den traurigsten Anblick bieten die Kinder dar, deren viele ganz nackend umherlaufen, von Schmutz und Koth bedeckt.

Den 7. Februar. Ueber den Reichthum von Havana hat man in Europa sehr irrige Vorstellungen. Das Geld ist hier so selten, daß selbst die reichsten Leute oft nichts zu ihrer Disposition haben *), und daß es fast an allen Bequemlichkeiten des Lebens fehlt.

Den Flächeninhalt von Havana schätze ich auf $1^{1}/_{2}$ Quadrat-Lieues. Die Hälfte dieses kleinen Raumes ist besetzt mit Kirchen, Mönchs- und Nonnenklöstern. Das erste und reichste dieser Klöster gehört den Capucinern von Belem, deren Vermögen man auf 2 Millionen Piaster schätzt.

Der Gerichtshof ist nicht in Havana, sondern 100 Lieues westlich in Puerto-Principe; eine Straße führt durch das Innere der Insel dahin und von dort nach San Yago de Cuba, an der Südküste dieser Insel, nicht weit von Jamaica. Der Geschäftsgang in Puerto-Principe ist, auf Spanische Weise, äußerst langwierig.

---

*) Dennoch zählt es der Verfasser zu den Annehmlichkeiten des Landes, daß hier kein Papiergeld ist.

A. d. U.

Ein Bote geht regelmäßig von Havana nach San Yago, und bringt auf diesem Wege vierzehn Tage zu. Gerüchten zufolge, ist die Straße für Reisende höchst unsicher.

Den 10. Februar. Gestern Abend ging ich aus Gefälligkeit in das Theater des Circus, um mich, wie ich es erwartet hatte, zu langweilen. Die Gesellschaft war nichts weniger, als ausgezeichnet, sehr wenige Frauenzimmer, keins aus den höhern Classen. Später war ich in einer Abendgesellschaft bei einem der angesehensten Bewohner der Stadt; und obgleich darauf vorbereitet, war ich dennoch nicht wenig erstaunt über die äußerst freie Unterhaltung der Frauenzimmer vom ersten Range, welche hier versammelt waren.

Den 13. Februar. Wir sind jetzt mitten in der Carnevals-Zeit. Während auf den Französischen Inseln Alles den rauschendsten Vergnügungen sich überläßt, ist hier Alles ruhig; man lebt in klösterlicher Stille.

Seit einigen Tagen begeben sich die reichen Leute, welche überhaupt das Spiel sehr lieben, in großer Menge nach Bonavaco, einem kleinen Orte, zwei Meilen östlich von Havana, wo man sehr hoch spielt, und bei Hahnen-Gefechten sehr große Wetten anstellt. Ein Officier hat in diesen Tagen 24,000 Piaster verloren. Im Juni wird eben dieser Ort des Bades wegen besucht, wo dann dieselben Vergnügungen von Neuem beginnen.

Es ist heute ein wahrer Wintertag. Der Himmel bedeckt und die Luft so kalt, daß man hätte Feuer anma-

chen können. Die Insel Cuba ist die einzige von den Antillen, wo diese Kälte eintritt; doch sind auch hier solche Tage sehr selten.

Noch immer hört man fast täglich von Mordthaten und sehr häufig müssen die Weißen durch die Dolche ihrer Sclaven fallen. Hier ist nichts Gutes, als das Clima; nirgends weniger Sicherheit. Furcht und Unruhe sind an der Tagesordnung, in der Stadt, wie auf dem Lande.

Ich speiste heute bei dem Marquis Duquesne, einem Manne von ungeheurem Vermögen, der die schönsten Gebäude in der Stadt und auf dem Lande besitzt. Bemerkenswerth ist es aber, daß auch in seiner Haushaltung dieselbe Unreinlichkeit und Dürftigkeit herrscht, die überall in Havana zu Hause ist.

Den 17. Februar. Wer sich nach Havana begiebt, muß sich vor den für die dortigen Fremden bestimmten Kosthäusern hüten; er geräth sonst in schlechte Gesellschaft, und sieht sich betrogen. Es giebt hier eine Art kurztrabender Geschäftsleute, deren Geistesstärke darin besteht, mit dem Glase in der Hand zu gesticuliren, indem ihnen sonst kein Crater für ihre revolutionäre Lava zu Gebote steht. Es giebt ferner eine Art von Packer, eine Art von Hausirer, sogenannte Officiere oder Generale, welche nur den kleinen Zipfel ihrer großen Ohren zur Schau tragen. Alle diese Verstoßenen haben ihre eigenthümliche Sprache und ihre Diebs-Ausdrücke. Sie nennen den Zeitraum zwischen der Rückkehr des Corsen, und seiner kleinlauten Bitte, ihm zu gewähren, sich auf ein Englisches Schiff zu begeben, pomphaft: „die hundert Tage!"

Glücklich, in einem fremden Lande noch Brüder zu finden, geben sie ihre zweideutige Freude dadurch zu erkennen, daß sie wie erhitzte Schlangen um sich beißen.

Ich wohne in einem Spanischen Hause, wo ich von dem ersten Tage an von der unbegreiflichen Unverschämtheit der Neger gegen die Spanier Zeuge gewesen bin. Noch heute mußte ich hören, wie der Kutscher, ein freigelassener Neger, die Frau vom Hause, in Gegenwart ihrer Sclaven auf das Empörendste ausschimpfte. Der Grund davon liegt wohl darin, daß, wie man sagt, diese Kutscher von den Spanischen Frauen als Vertraute bei ihren Liebeshändeln gebraucht werden, und, die Wichtigkeit dieses Postens fühlend, das ihnen geschenkte Vertrauen zum Nachtheil des ganzen Verhältnisses zwischen Sclaven und Herren, auf eine so schädliche Weise mißbrauchen.

Gestern fand ich einen Pater wieder, mit welchem ich bei Duquesne gespeist hatte. Er zieht ein weltliches Kleid an und macht den Advocaten; Abends fährt er in seiner Volante nach Bonavaco, verliert oder gewinnt in der Nacht 2 bis 300 Quadrupel, kehrt früh zurück und liest seine Messe in Havana. Das ist der Pater Cardenas. O tempora! o mores!

Den 23. Februar. Vorgestern kam hier eine Convoy von Vera-Cruz an, unter Bedeckung von vier Kriegsschiffen, deren eines den Ex-Vice-König von Mexico, Galiegas, mitbrachte. Ein fünftes Kriegsschiff mit 30,000

Piastern war den Insurgenten in die Hände gefallen. Es sind gegenwärtig funfzehn Kriegsschiffe in Havana.

Den 27. Februar. Da Nichts vollkommen ist, und auch der Weiseste siebenmal des Tages sündigt, so werden mir die Spanier verzeihen, wenn ich sie des Geizes und der Falschheit beschuldige; zwei Dinge, die dem edlen Stolze gegenüber, den man den Spaniern beizulegen beliebt, sehr übel lauten. Die Weiber bringen den ganzen Tag in völliger Unthätigkeit in ihren Lehnstühlen hin, eingehüllt in ihre Mantel, und lassen sich entweder von ihren Sclaven beleidigen, oder behandeln diese mit Grausamkeit. Dabei übersteigt der oft erwähnte Mangel an Bequemlichkeit in den Häusern alle Begriffe, und der Mangel an baarem Gelde kann durch die Mexicanischen Unruhen nur zunehmen. Die Insurgenten dieses Landes haben mehrere Hauptminen verschüttet, und es kömmt jetzt jährlich nur Eine Sendung von Silber aus Mexico nach Vera-Cruz, welche nicht sechs bis acht Millionen Piaster übersteigt.

Zu diesem nur zu wahren Gemälde kommt noch hinzu das Schreckliche der Processe, und die beständige Gefahr, durch die unglaublich wachsenden Unkosten derselben Alles zu verlieren, und endlich die unaufhörlichen Gräuel der Mordthaten, deren täglich wenigstens zwei begangen werden. Wie kann man einen solchen Aufenthalt glücklich nennen?

Den 1. März. Die Asche des unerschrockenen Columbus ward während des Französischen Revolutionskriegs

von St. Domingo hierher gebracht, und wird in der hiesigen Domkirche sorgfältig aufbewahrt.

Das hiesige Findelhaus ward von dem Bischof D. Valdez gegründet. Man sagt, daß Philipp V. diesen unglücklichen Kindern die Vorrechte des Adels bewilligte, dessen Ausschweifung die Spitäler dieser Art bevölkerte. Die Mädchen werden in ihrem achten Jahre in eine wohlthätige Anstalt gegeben, wo sie eine, ihrem Geschlechte angemessene Erziehung erhalten.

Der Fremde findet hier keine Charte, oder irgend einen Bericht, woraus er zuverlässige Nachrichten über das Innere schöpfen könnte. Es giebt keinen Plan von den Umgebungen der Stadt; man muß Alles errathen oder erfragen.

Die Hauptbezirke der Gegend sind: im Osten, Matance; im Süd-Osten, Los-Guines; im Süden, San-Marco. Der letztere gilt für den schönsten und reichsten, und enthält die meisten Zuckerpflanzungen. Im Süd-Westen: San-Antonio, Alquissan und St. André. Diese sind fast durchaus mit Caffee bebaut. Ueber die Pflanzungen ist ein Verwalter und ein Oberhaushofmeister angestellt. Der erstere wird nach seinen Talenten und nach der Größe des Gutes bezahlt.

Die Neger gehen auf den Spanischen Pflanzungen fast nackend; die Weiber bedecken sich mit Blättern, in der Art, wie unsre gemeinschaftliche Mutter, nachdem sie aus dem Paradies vertrieben war. Man giebt ihnen kein Land für ihren Lebensunterhalt, damit sie sich nicht zu

schnell die zum Freikaufen erforderliche Summe verdienen können; sondern sie erhalten täglich eine Quantität gesalzenes Rindfleisch aus Buenos-Ayres, und Bananen.

Den Sonntag giebt man ihnen frei; außerdem aber zwingt man sie zu so schwerer Arbeit, so daß viele darunter erliegen.

Den 2. März. Ich komme so eben von dem einzigen Denkmal des berühmten Columbus. Ich mußte mir es durch einen Geistlichen zeigen lassen; denn es ist so ärmlich und unscheinbar, daß man es in dem Dome lange vergeblich suchen würde. Es besteht aus einem fünf Fuß hohen Steine, welcher eine Pyramide darstellt. Ueber dieser Pyramide ist ein kleinerer ovaler Stein als Schild angebracht, mit einer unbedeutenden, dem Verdienste des großen Mannes durchaus nicht entsprechenden, Lateinischen Inschrift *).

---

*) D. O. M.
Claris. heros ligustin.
Christophorus Colombus
a se rei nautic. scient. insign.
nov. orb. detect.
atque Castellae Legion. Regib. subject.
Vallisol occub.
XIII kal. jun. A. MDVI.
Cartusianor. Hispal. Cadav. cust. tradit.
transfer. nam. ipse praescrips.
in Hispaniolae Metrop. Eccl.
Hinc pace sancit. Galliae Reipub. cess.

Die Spanischen Frauen sitzen in den Kirchen auf der Erde. Ihre Sclaven tragen ihnen kleine Teppiche nach, worauf sie sich mit Gracie und Anstand niederlassen, ohne daß man die Spitzen ihrer Füße gewahr wird.

Mit Vergnügen habe ich die Gemälde in diesem Dome betrachtet. Das Fresco-Gemälde zur linken des Chors stellt das Abendmal des Herrn dar, ein anderes, hinter dem Hauptaltar, die Himmelfahrt. Die Nebenfiguren zeugen von einem sehr gebildeten Geschmacke. Es that mir leid, daß hier keine Fenster in Gothischem Geschmacke vorhanden waren.

Die Sitten in Havana sind äußerst zügellos; nicht selten sieht man Mädchen von guter Herkunft ihre Familie verlassen und auf die Vorschläge des Ersten Besten eingehen, der sich erbietet, sie zu unterhalten. Der entscheidende Punct ist die Volante. Wenn der Handel geschlossen ist, setzen sie sich auf irgend ein Privat-Zimmer,

---

in hanc V. Mar. Concept. Imm. Cat-lossa transv.
maxima omn. ord. frequent. sepult. mand.
XIV kal. Feb. A. MDCCXCVI.
Hav. civit.
Tant. vir. meritor in se non immem.
praetios. exuv. in optat. diem tuitur.
Hocc. monum. erex.
Praesul ill. d. d. Philipo Ioseph
Trespalacios.
Civic. ac milit. rei gen. P. p. ae. e.
d. d. Ludovico d. Las Casas.

und ohne alle Schwierigkeiten von irgend einer Seite, leben sie so mit ihren Geliebten. Die Kinder werden im Findelhause getauft, führen den Namen Valdez, genießen die Vorrechte des Adels, und erhalten im gehörigen Alter entweder königliche Officier-Stellen, oder sonstige Aemter, worauf Edelleute Ansprüche machen können.

Die erwähnten Kinder müssen aber von Zeit zu Zeit ins Findelhaus zurückgebracht werden, damit man sich überzeuge, daß es wirklich weiße Kinder waren, für welche diese Anstalt nur bestimmt ist.

Den 5. März. Gestern lief, unter Bedeckung einer Spanischen Fregatte, eine Convoy in den Hafen ein, welche das Regiment Navarra nach Mexico gebracht hat.

Dieser Zuwachs der Seemacht wird die Seeräuber nicht hindern, die Spanische Flagge zu beleidigen. Die Schiffe dieser Seeräuber sind oft sehr stark besetzt und thun den Spaniern sehr beträchtlichen Schaden.

Vorgestern brach in der Vorstadt de la Salud Feuer aus. Entweder die Löschanstalten sind schlecht, oder es ward wieder von Mordbrennern angelegt; denn gestern wüthete es noch und verzehrte vier Abtheilungen dieser unglücklichen Vorstadt. Um den Brand zu hemmen, mußte man mehrere Häuser niederreißen. Solche Feuersbrünste sollen jährlich in dieser Vorstadt sich ereignen, wo die Dächer sehr niedrig und mit Stroh gedeckt sind. Sehr auffallend ist es, unter diesen Hütten Frauenzimmer zu sehen, deren Aeußeres und deren Lebensart vielen Wohlstand verrathen.

Den 6. März. Man sieht jetzt bei den Spaniern, was in Frankreich seit der Revolution besteht; unter zwanzig Personen, welche der Zufall zusammenführt, zeigen sich immer ganz entgegengesetzte Ansichten. Die Gegenwart der Gewalt ermächtigt die Einen, sich im Sinne der Regierung auszudrücken; aber nur mit Mühe kann diese die Andern völlig zum Schweigen bringen. Die letztern gehören allen Classen an; sie erneuern sich, wie die Köpfe der Hyder, stets um so stärker, als es unter ihnen keine falsche Brüder giebt; während die andre Partei, die aus dem Adel, den Priestern und den Officieren besteht, sich täglich verrathen sieht, und ihre Reihen sich durch schmähliches Abfallen verkleinern. Spanien hat den Wahnsinn seiner Nachbarn schon theuer bezahlt; vielleicht ist es noch erst das Morgenroth seines Unglücks.

Den 7. März. Das Fort Cavagne hat über 25 Millionen Piaster gekostet. Es ward begonnen im Jahre nach der Eroberung von Havana durch die Engländer, also 1762. Es steht durch einen unterirdischen Gang mit dem Fort More in Verbindung. Ein Theil seiner Festungswerke ist in Felsen gehauen. Es enthält Casernen für Cavallerie und für mehr als 20,000 Mann Infanterie. Seine Wälle sind mit 200 metallnen Kanonen besetzt.

Gestern ward zum erstenmale den Handelsschiffen erlaubt; sich dem St. Franciscus-Platze gegenüber, an dem neuen Damm hin zu legen, daselbst zu löschen und wieder einzuladen. Drei Neger sind beschuldigt, das Feuer in der Vorstadt angelegt zu haben, und arretirt worden.

Der Platz am Dome und das Stadtviertel St. Juan de Dios gelten für die unsichersten, gefährlichsten Theile der Stadt. Auf dem Lande ist es nicht besser. Die Weißen müssen sogar in ihren Wohnungen beständig auf der Hut seyn.

Viele Menschen leiden an Schmerzen, die nichts Anderes zum Grunde haben, als die Feuchtigkeit und Zugluft in den Häusern und den häufigen Wechsel der Wärme und Kälte. Die Natur hat dieses Clima so reich begabt, daß die Menschen gar nichts thun wollten.

Den 8. März. Man sah heute früh beim Schauspiel-Hause den Leichnam eines weißen Mädchen von funfzehn Jahren, ganz nackend. Sie hatte acht Dolchstiche bekommen, und die Beine und die eine Brust waren abgeschnitten. Solche Schauspiele hat man fast täglich in dieser unglücklichen Stadt. Gegen zehn Uhr hat das Gericht befohlen, den Leichnam wegzubringen. Man hat ihn in der Heiligen-Geist-Kirche beigesetzt. Wenn man nun bedenkt, daß die Ordnung viel besser geworden ist, seit unter dem jetzigen Ober-Befehlshaber eine neue, nach ihm Cienfuegos genannte Polizei eingeführt ist, so kann man sich vorstellen, wie es ehedem hergegangen seyn mag.

Ich war gestern in einem Hause, wo die größte Spielpartie sich versammelt. Die Gesellschaft bestand aus einem bunten Gemisch von Menschen aus allen Ständen; Generale in voller Uniform, und Mönche im Ornat, mit dem Christusbilde um den Hals, schamlos dem Teufels-

werke hingegeben. Diese erste und ausgezeichnetste Bank in der Stadt bestand aus funfzehn bis zwanzig Doublonen in Gold und fünf bis sechs Piastern.

Die Spanische Sprache ist so leicht, daß ich, ohne sie jemals gelernt zu haben, jetzt täglich die Zeitung lese und selten ein Wort nicht verstehe.

Den 17. März. Die Convoy von Cadix ist vor zwei Tagen abgesegelt; sie war gegen vierzig Segel stark, zwölf davon waren für die Africanische Küste bestimmt. Die Rhede wimmelt noch von Schiffen aller Art.

Den 19. März. Die Hitze nimmt sehr merklich zu, und doch wird die Sonne erst in drei Monaten im Zenith seyn. Es ist unmöglich, sich einen Begriff zu machen von den unerträglichen Staubwolken in dieser abscheulichen Stadt. Ohne Wagen hier zu leben, ist wahrlich eine unerträgliche Qual. Auch die Reichsten vergehen vor langer Weile, und selbst schöne und reiche Frauen beklagen sich über die unausstehliche Einförmigkeit ihrer Lebensart. Das Publicum ist hier beißig, wie in allen Städten unter 500,000 Seelen. Sieht eine Frau jemanden bei sich, so wird sie sogleich von den bösen Zungen mißhandelt. Wer 100 Millionen Piaster besäße, könnte sich keine andere Vergnügungen verschaffen, als der, welcher nur 20,000 besitzt. Die völligste Gleichgültigkeit herrscht hier unter den nächsten Verwandten.

Zwischen sieben und acht Uhr Abends sieht man täglich eine große Menge junger Mädchen, worunter einige

sehr hübsche die Buden der Mauergasse überschwemmen. In einigen dieser Buden sind der Mädchen so viele, daß sie fast an einander geschlossen stehen, mit dem Ellenbogen auf den Zahltisch gestützt.

Gestern Abend war in mehreren Kirchen eine Erleuchtung, wovon man sich schwerlich einen Begriff machen kann. Mehrere Tausend angezündete Wachs-Kerzen gaben den Menschen draußen ein ungewöhnliches Schauspiel. Um solche Ausgaben zu bestreiten, laufen die Mönche jeden Augenblick in die Häuser mit einem Bilde, das sie zum Küssen hinreichen — um dadurch etwas Geld zu bekommen.

Man muß, wenn man durch die Stadt geht, sichs gefallen lassen, zwei bis dreimal die Knie zu beugen, nicht bloß, wenn man dem Priester mit dem heiligen Abendmale begegnet, sondern auch sobald geläutet wird, welches man weit im Umkreise hört. Wer in diesem Bezirke ist, muß sein Haupt entblößen und niederknien, wo er auch immer seyn mag.

Dieselben Ursachen, welche in allen Ländern die Weiber so geschickt machen, Schwäche und Unterdrückung zu verhehlen, üben auch ihren Einfluß auf die Spanier aus, und flößen ihnen dieselbe Kunst in ihrer ganzen Tiefe ein. Jedoch liegt es am Tage, daß die Französische Revolution

ihr einen heftigen Stoß gegeben hat; das Gift ist in Gährung. Spanien ist ein unglückliches Land, bestimmt zu einer gemeinen Ruhe, oder zu zerstörenden Ausbrüchen.

Den 24. März. Heute früh um acht Uhr habe ich ein nach Charlestown segelndes Schiff bestiegen.

Der widrige Wind erlaubt uns nicht, unter Segel zu gehen. Es ist ein Glück, die frische Luft der Rhede zu athmen, und von dem schrecklichen Staube befreit zu seyn, der einen in der Stadt erblinden macht.

Havana ist wirklich unbewohnbar. Es ist unbegreiflich, wie so viele Uebel sich an einem Ort zusammendrängen konnten.

Keine Gesellschaft; die Nothwendigkeit, mit einem Säbel bewaffnet zu seyn und sich um sieben Uhr zu Hause zu begeben, die tägliche Gefahr, ermordet zu werden, ungesunde, kahle Wohnungen, unglaublich unverschämte Neger, Staubwolken wie in den Wüsten Libyens, wenn's regnet, ein Schmutz, von dem man sich keinen Begriff machen kann, enge Straßen, versperrt mit Wagen, Karren, Pferden, Schiebkarren, Waaren aller Art, und Menschen von allen Farben, eine unerträgliche Hitze, schlechte Speisewirthe, eine ekelhafte Unreinlichkeit, unerträgliche Gerüche längs den Läden, die Falschheit an der Tages-Ordnung, das auffallendste Elend in dem Lande,

wo man nichts als Geld wähnt, die Welt verkehrt, die Weißen Bettler, oder besoldet von reichen Schwarzen, Gewohnheiten und Sitten, die man auch mit dem besten Willen, und zu welcher Philosophie man sich auch bekenne, unmöglich mitmachen kann, Mangel an hübschen Weibern, die meisten Frauenzimmer, unter denen, die für weiß gelten, kurz und dick, der Hals zwischen den Schultern, die Farbe der Haut wie Stiefel-Stolpen, oder mit weißer und rother Schminke überladen, ungeheure Gliedmaßen, keinen Anstand, nichts Angenehmes, zweideutige Ausdrücke u. d. m. Das sind einige schwache Züge von dem gräßlichen Gemälde, welches Havana darbietet *).

Heute hat die Fregatte ihre Flaggen und Wimpeln aufgezogen und zur Gedächtnißfeier der Rückkehr Ferdinand VII. in Spanien ein und zwanzig Kanonenschüsse gefeuert, welche von den Batterien der Forts, sechs Uhr Morgens, Mittags und sechs Uhr Abends wiederholt wurden.

Den 25. März. Vor einigen Tagen wurden sechs Neger gehängt, welche die beiden Franzosen ermordet hatten, von denen ich oben sprach. Während dieses Schau-

*) Und dennoch nannte der Verfasser Havana ein Paradies in Vergleich mit den Nordamericanischen Staaten.

A. d. U.

spiels ward von Neuem ein Mensch im Gedränge ermordet und bestohlen; und vorgestern wurden wieder zwei Franzosen ermordet.

Man lehrt die Neger sagen, sie wollten nicht von Franzosen geführt seyn; doch sind diese Verwalter in den meisten Caffeepflanzungen; in den Zuckerpflanzungen aber sieht man keine; die Eifersucht der Spanier duldet sie da nicht; und außerdem würde man sie nicht mit Vortheil anstellen können, da die Behandlung des Zuckers hier ganz anders ist, als in St. Domingo.

Die Franzosen haben nicht das Recht, einen Laden in Havana zu halten. Die Geschäfte gehen daselbst sehr schlecht.

Die Spanier sind sehr geizig und wollen nicht anders, als ganz wohlfeil kaufen. Die Kaufleute verlieren 50 pr. Ct. auf die Waaren, welche aus Europa gebracht werden.

Im Laufe einiger Jahre, wo Zucker und Caffee nicht verkauft wurden, haben sich die Eigenthümer zu ihrer eingeschränkten Lebensweise bequemt; jetzt sind sie dabei geblieben und die Summen, welche sie einnehmen, fließen nicht in's Publicum zurück.

Die Landstraße von Havana nach San-Yago läuft östlich nach Matance; dann südlich nach Villa-Clara und

Spiritu-Santo, im Mittelpuncte der Insel; dann nach Villa del Principe, wo der Sitz des Gerichts ist; von dort nach San-Salvador del Bayamo, in dem breitesten Theile der Insel, und endlich nach San-Yago de Cuba.

Die andern Städte der Insel sind Batabano, ein mit Klippen umgebener Hafen, achtzehn Meilen südwestlich von Havana; Trinidad, vierzig Meilen südöstlich von Havana; Baracoa an der Nordspitze der Insel, in der Nähe des Cap Maisy; Matance oder San-Carlo, zwanzig Meilen östlich von Havana, und fünf und zwanzig Meilen nach Westen Bayra-Houdas.

Die Reisen in's Innere des Landes werden caravanen- oder doch gesellschaftsweise gemacht. Man muß da viel Ungemach erleiden, von halbverfaultem Rindfleische leben und ist in den Hütten dem Ungeziefer und auf freiem Felde den Dolchen ausgesetzt.

Die Insel Cuba hat keine eingeborne vierfüßige Thiere; aber diejenigen, welche man aus Europa hinbrachte, haben sich in einem solchen Grade vermehrt, daß man sehr viele verwildert in den Wäldern umherlaufen sieht. Das letztere gilt besonders von den Hunden, welche alsdann den Füchsen sehr gleichen. Unter den Vögeln zeichnet sich der Flamingo besonders aus, ein Sumpf-Vo-

gel, vier bis fünf Fuß hoch, mit langen, dünnen Beinen; sein Gefieder ist roth mit schwarzen Streifen an den Flügeln. Auch sieht man blauköpfige Rebhühner und Holztauben mit weißen Köpfen und Halsbändern, und viele kleinere Vögel von allen Farben.